This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

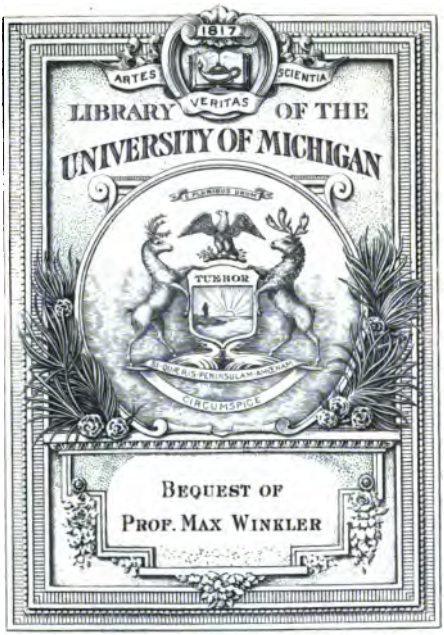
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BEQUEST OF
PROF. MAX WINKLER

838
H620
K9

Paul Heyſes

Novellen und Romane.

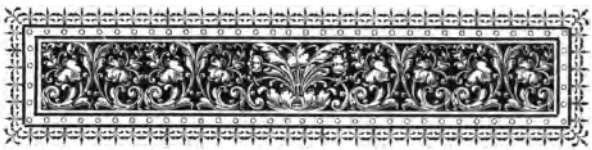
Von

Otto Kraus.

Frankfurt am Main
Verlag von Johannes Alt
1888.

Druck von Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Winkler Bequest
1-20-31



Paul Heyse gehört zu den am meisten genannten, zu den berühmtesten Schriftstellern unserer Tage. Sein Name ist in aller Munde, auch im Munde derer, welche nur weniges von ihm gelesen haben. Einig sind alle Beurteiler der Heyseschen Novellen und Romane darüber, daß er Meister im Stil ist. Kein andrer kommt ihm in der Darstellung gleich. Unklares, Allgemeines, Unbestimmtes findet man bei ihm höchst selten. Man hat beim Lesen seiner erzählenden Dichtungen alles klar vor Augen. Die Umrisse sind fest und sicher, die Farben je nach Bedürfnis zart oder kräftig, Licht und Schatten — eine erhebliche Ausnahme abgerechnet — künstlerisch und ohne Effekthascherei verteilt. „Er schildert, als ob er nicht mit Worten, sondern mit Linien und Farben darstelle.“ (Gödeke.) Er klagt zwar:

„Pinsel, Griffel und Meißel, und was irgend
Macht hat, schwankende Formen festzubannen,
Euch beneidet der Kiel des armen Dichters.
Denn er bemüht sich vergebens, nachzukritzeln,
Was so eben geschaut die selgen Augen."

Aber die unmittelbar angefügte Schilderung einer auf einem Esel reitenden jungen Albaneserin ist ein glänzender Beweis nicht blos für den Künstlerblick Heyses, sondern auch für seine außerordentliche Gabe in Worten zu malen. Fast sollte man meinen, Heyse, der ohnehin den schönen Kopf eines Malers hat, hätte sich ebenso gut als der Dichtkunst der Malerei ergeben können. Dazu kommt, daß er nicht selten an berühmte Bilder anknüpft. „Die himmlische und irdische Liebe" Tizians bietet ihm Titel und Inhalt einer Novelle. „Der Kreisrichter" besitzt eine „Kopie jenes wunderbaren Meisterstücks des älteren Palma, das über dem Seitenaltar in Santa Maria Formosa zu Venedig steht: die heilige Barbara im dunkelroten Gewand, das Haar goldbraun, die lebendigen Augen ernsthaft auf den Beschauer gerichtet." — George Eliot hat Heyse in München kennen gelernt und von ihm gesagt: „Heyse ist ein Dichter für Maler, ideal schön, wirklich glänzend in seiner Unterhaltung und von durch und durch gefälligem Wesen." Als „Dichter für Maler" hat er eine nicht kleine Zahl Künstlernovellen und den Künstlerroman „Im Paradiese" geschrieben. — Hermann Conrad hat die etwas enthusiastische These gestellt: „Wer die entzückende

Schönheit der Sprache Heyses niemals genossen hat, der hat keine Ahnung davon, was die neueste deutsche Prosa zu leisten vermag, kein Recht eine Meinung über sie abzugeben." — J. Scherr sagt kurz und treffend über Heyse: „Als Erzähler in gebundener und ungebundener Redeweise gehört er zu unseren ersten Stilkünstlern." — Gottschall erweitert dieses Lob mit den Worten: „Paul Heyse ist jedenfalls ein hervorragender Stilkünstler, doch paßt auf ihn nicht der Satz: „le style c'est l'homme", denn er weiß verschiedene Stile zu schreiben, mit proteusartiger Gewandtheit."

Von der Beobachtungsgabe und von dem in wenigen Worten ein reiches Bild darbietenden Talent Heyses kann einen Begriff geben die der Novelle „Zwei Gefangene" entnommene Beschreibung einer Hochzeitsgesellschaft zwischen Diner und Tanz: „Satte, weinrote Väter, denen es in ihren weißen Cravatten zu eng geworden, und behäbige Mütter in lilaseidenen Festkleidern mit großen Blondenhauben, die bei den vielen Umarmungen schief gerückt oder zerknittert worden waren; süß lächelnde Brautjungfern mit dicken Kränzen und dünnen Schultern, Arm in Arm durch den Saal wandelnd und bald neckisch, bald schmachtend sich in die Ohren wispernd; echauffirte Jünglinge in Balltoilette, die das letzte Glas Champagner langsam zu ihrer Cigarre ausnippen und, wenn sie nicht gerade verliebt sind, es höchst unbequem finden, bei dieser Hitze und am

hellen Tage ihre Tanzkünste aufbieten zu müssen; dann im Winkel ein Rudel Kinder, die fortfahren aus ihren Taschen Konfekt zu essen und aufzählen, was sie alles bei Seite gebracht haben. Die Thränen der Rührung sind längst versiegt, die Weihestimmung der Toaste ist verflogen. Eine sehr unfestliche Verdauungsmüdigkeit hat sich der Gäste bemächtigt, und jedem wäre am wohlsten in einem stillen Winkel, wo er, statt galant und verbindlich zu sein, seiner Siesta fröhnen könnte."

Heyse ist übrigens nicht blos ein Liebling der deutschen Lesewelt, er ist auch ein Liebling der deutschen Kritik. Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, wird er mit äußerstem Glimpf behandelt. Das de mortuis nil nisi bene hat bekanntlich kein Recht in der Geschichtschreibung, fast aber sollte man meinen, des ausgeglichenen Gegensatzes wegen werde in der Litteraturgeschichte der Grundsatz befolgt: de vivis nil nisi bene. So wird über Heyses Weltanschauung, über sein „System der Moral", über seine Leistungen im Gebiete der Psychologie im ungünstigsten Falle mit einigen allgemeinen Redewendungen flüchtig hingegangen. In der Regel wird im üblichen Zeitungsdeutsch ein Füllhorn gemachter Blumen über den „liebenswürdigen Dichter", den „anmutigen Novellisten", den „erlauchten Poeten", den „Dichter von Gottes Gnaden" pro stilo ausgeschüttet.

Seine Beliebtheit verdankt Heyse ausschließlich seinen

Novellen und Romanen. Für jene reicht sein Talent aus. Seine dramatischen Dichtungen sind im großen Ganzen nicht viel wert. Die besten sind, trotz einzelner ganz moderner Gedanken, „Ludwig der Baier“ (1861) und „Hans Lange“ (1864). Wenig gelungen sind die antiken Stücke „Meleager“ (1854), „Die Sabinerinnen“ (1858), „Hadrian“ (1864) und „Alkibiades“ (1881). Von den fünf Personen des erstgenannten Stückes sterben drei wirklich und zwei beinahe. Gewiß eine gründliche Tragödie. Die Sabinerin Herfilia, dem Romulus gesellt, ruft in der vierten Scene des dritten Aktes:

Sind denn auch Götter? Oder sind sie nur
Ein Spuk des Irrwahns, der uns schreckt und höhnt,
Ohnmächtig uns zu helfen? Nein, sie hören
Den Schrei des Unglücks nicht, sie blicken nicht
Auf unsre Not herab.

Moderner konnte selbst der aus dem nebelgrauen germanischen Altertum heraus dichtende Felix Dahn sich nicht ausdrücken in seinem Buche: „Sind Götter?“ — Eine Folge des völlig geschichtswidrigen, allerdings muß man sagen zum Glück geschichtswidrigen „Dramas geläuterter Knabenliebe“ „Hadrian“ und der gleichfalls geschichtswidrigen, zum Glück geschichtswidrigen historischen Romane „Der Kaiser“ von G. Ebers und „Antinous“ von G. Taylor war es nach J. Scherr's Bericht, daß dieser von jüdischen Recensenten den Rat erhalten hat, diesen oder jenen römischen Kaiser mit seinem Lieb-

ling platonisch durch die Straßen von Sodoma spazieren gehen zu lassen. — „Alkibiades“ endlich ist nichts weiter als dramatisirter Novellenstoff. Vom Staatsmann Alcibiades ist wenig wahrzunehmen. Gottschall sagt von diesem Heyseschen „Alkibiades“, er sei im Grunde nichts anderes als ein schwankender Liebhaber, ohne einen Zug von Charaktergröße. — Zu dem „krassen Bühnenstück“ „die Pfälzer in Irland“ (1854) hat Gödeke bemerkt: „Die dämonische Gewalt der Liebe, die in vielen Heyseschen Dichtungen als unwidersprechlich vorausgesetzt wird, existirt bei Menschen mit freiem Willen nicht oder ist eine Krankheit, welche der Dichtung als solche darzustellen nicht verwehrt sein mag, nur gebe sie ihr keine tragische Glorie.“ — Das Schauspiel „Elisabeth Charlotte“ (1859) zeigt uns statt französischer Höflichkeit unfranzösische Plumpheit. — Auch in „Maria Moroni“ (1863) ist ein Stoff verarbeitet, der sich besser für die Form der Novelle geeignet hätte. Dasselbe läßt sich von Don Juans Ende (1883) und von dem verständiger Weise nicht in die „gesammelten Werke“ aufgenommenen Schauspiel „Ehre um Ehre“ (1868) sagen. Die Albernheit des letztgenannten Stückes mag aus folgender Inhaltsangabe erkannt werden. Eine junge Dame entzieht sich ihrem widerwärtigen, aufgenötigten Bräutigam dadurch, daß sie auf der Reise zur Hochzeit einen unbekannten Offizier bittet, sich sofort mit ihr unter der Bedingung trauen zu lassen, daß der An-

getraute laut Ehevertrag nie länger als eine Stunde mit ihr unter einem Dache sein darf. Der Offizier geht aus Ritterlichkeit auf diesen verrückten Vorschlag ein. Nun folgen vier Akte, in welchen die beiden, die doch in wachsender Liebe einander zugethan sind, nicht daran denken den Vertrag aufzuheben. Erst ganz zuletzt hört die Quälerei auf. Heyse spricht übrigens der jungen Dame „das sittliche Recht“ auf die Scheinehe zu! Sonst weiß er von diesem Stück, in welches er „am wenigsten von seinem eignen Wesen hineingelegt“ hat, zu sagen: „gewisse paradoxe Kühnheit des Themas“, „das Außergewöhnliche des psychologischen Problems“, „das Gewagte des Unternehmens“ — lauter in halbes Lob gehüllter schüchterner Tadel.

Patriotisch gut gemeint, aber recht schwach sind die Schauspiele „Colberg“ (1865) und die „Franzosenbraut“ (1871), sowie die gänzlich mißlungenen „Weiber von Schorndorf“ (1879). Hier tritt der Kriegsernst allzusehr hinter dem Lustigen einer Komödie zurück. Total mißraten ist ferner „die Göttin der Vernunft“ (1869), denn diese Revolutionsfigur verschwindet ganz hinter den persönlichen Beziehungen der Heloise Armand zu Vater, Geliebten, Liebhaber. — Ehebruchsdramen sind die 1877 entstandenen Tragödien „Elfriede“ und „Graf Königsmark“. — Die nicht in die „gesammelten Werke“ aufgenommene Jugend-Tragödie „Francesca von Rimini“ macht bei weitem

nicht den Eindruck, welchen die wenigen Verse im fünften Gesang von Dantes Hölle hervorrufen. Der junge Dichter hat sein Thema in fünf Akten auseinandergesponnen und das Ganze mit Unwahrscheinlichkeiten förmlich vollgepfropft. — Das neueste Schauspiel Heyses „Die Weisheit Salomos", veröffentlicht im ersten Bande der von K. E. Franzos herausgegebenen „Deutschen Dichtung" (1887) enthält wiederum dramatisierten Novellenstoff. Salomos Weisheit gipfelt in den Worten „Alles ist eitel". Sein Liebesverhältnis mit Sulamith belehrt ihn aber, daß jene große Regel eine große Ausnahme hat: die Liebe ist ewig, stärker als der Tod. Unter dieser Liebe versteht Heyse lediglich die Geschlechtsliebe. Das ganze Schauspiel ist weniger von der Weisheit Salomos als von Liebesgeschichten erfüllt. Die Königin von Saba liebt Salomo, der ihre Liebe nicht erwidert, Salomo liebt Sulamith, die den Bund mit ihm verschmäht, um ihrem Geliebten, einem armen Hirten, treu zu bleiben. Die Liebesgeschichte aber ist fast ausnahmslos die Axe, um die sich Heyses Novellen und Romane drehen.

Das Materielle dieser epischen Dichtungen anlangend wird kein Widerspruch erfolgen, wenn man Paul Heyse einen Dichter der modernen, naturalistischen Weltanschauung nennt. Von seinen Gesinnungsgenossen wird er als Verkündiger des Atheismus gepriesen. Er wird gelobt, daß er für die genialen Menschen

Ausnahmen von der landesüblichen Moral verlangt. Er wird gerühmt als ein Dichter, welcher dem naturwissenschaftlichen Fortschritt des Materialismus huldigt. Mit einem Wort, Heyse ist für die Denkenden und Wissenden unter seinen Verehrern darum eine Art Abgott, weil er gottlos ist, weil er sich selbst höchste Norm des Thuns und Lassens und weil er für den „neuen Glauben" so etwas wie Lehrer und Prophet ist. Doch wagt sich solches Lob bis jetzt nur selten an die Oeffentlichkeit. Wir leben denn doch immer noch in einer Zeit, in welcher die Erinnerung an Christentum und Kirche noch nicht allgemein und ganz erloschen ist. Es ist aber „das eigentümliche in der Wirkungsweise des Christentums, daß es als sittliche Macht noch lange im Stillen fortwirkt, selbst bei denen, welche ihm die Unterwerfung ihres Denkens versagt und seine heiligen Glaubensmysterien aus ihrem Bewußtsein verloren oder verdrängt haben". (H. Thiersch.) Dieser Nachwirkung unterliegen nicht blos die Fortschritts-Philister, sondern auch die Fortschritts-Dichter. Auch Heyse unterwirft sich der aus der christlichen Moral hervorgegangenen, mit allerlei sittlicher Fäulnis versetzten Durchschnittsmoral. Einige von den zehn Geboten werden noch aufrecht erhalten, gelegentlich werden aber Dispense erteilt. Die Sünde kennt Heyse nicht, darum spielt er mit ihr und läßt von ihr Erscheinungen sehen, die besser ungesehen blieben. „Auch in der Poesie gibt es einen

Sündenfall; ja es gibt auch in der Poesie lockende Früchte an dem Baume der Erkenntnis, die lustig sind zu sehen, und gut zu essen; aber brich sie nicht; brichst du sie, so hast du allerdings einen Genuß, den wir andern nicht haben, du hast eine Wahrheit, die wir entbehren, du weißt mehr als wir, was gut und böse ist; aber aus der alten Heimat, aus dem Paradiese der Dichtung treibt auch dich der Racheengel mit flammendem Schwerte unwiderruflich, und Erde wirst du wieder werden, von der du genommen bist: die Unsterblichkeit deiner Poesie ist verscherzt: roher Stoff wird sie sein, nicht für den singenden Mund kommender Geschlechter, sondern für die Raritätenstücke der Sammler und den Wust der Litterarhistoriker bestimmt und aufbehalten." Das ist der gute Rat einer Autorität ersten Ranges im Garten der schönen Litteratur. Das ist der Rat Vilmars.

Breit in die Oeffentlichkeit tritt das stereotype Lob der großen psychologischen Kunst Heyses. Er selbst scheint auch davon überzeugt zu sein, daß er in dieser Kunst der erste unter allen Erzählern ist. In der Novelle „Geteiltes Herz" legt er dem von ihm konstruirten Manne mit den zwei Herzkammern die Worte in den Mund: „Die Wissenschaft vom menschlichen Herzen liegt noch in den Windeln, so alt die Welt auch ist, und die Meisten kommen ihr Leben lang über das A B C nicht hinaus, so erfahren sie sich auch dünken mögen." Ueber

das A B C hinausgekommen sind wohl Homer und Sophokles, Walter von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg, Shakespeare und Göthe. Was diese Dichter aber mit der Unmittelbarkeit ihres Genius gefunden haben, das findet Heyse mittels Berechnung, mittels wissenschaftlicher Bearbeitung.

J. Scherr sagt über Heyse: „Seine „Novellen“ und seine „Novellen in Versen“ beschäftigen sich vorzugsweise mit der Behandlung absonderlicher psychologischer Probleme, woraus sich höchst originelle Situationen entwickeln, wobei es dann aber auch nicht ohne Raffiniertheit und Manieriertheit abgeht. Mitunter hat man beim Lesen Heyseſcher Novellen geradezu das Gefühl, der Autor müße sich hingesetzt haben, um Absonderlichkeiten, welche zu einer niedageweſenen Zuspitzung sich eigneten, mühsälig auszutifteln. Das wäre aber falsch geraten.“ Das ist vollständig richtig, denn den Eindruck der „Mühsäligkeit“ machen die Novellen Heyses niemals. Der Stoff, das Problem wird Heyse wenig Arbeit kosten und da seine Kombinationsgabe ebenso groß ist als seine Kompositionsgabe, so wird es ihm nicht schwer fallen, selbst über einen spröden Stoff, ein schwieriges Thema, eine seltene Frage, einen unerhörten Konflikt, in seiner Art Meister zu werden. Dieses Meisterwerden geht allerdings nicht ohne allerhand Willkürlichkeiten, Gewaltsamkeiten vor sich, da aber die glatte, unübertroffene Darstellung den Leser schnell über

innere Schwierigkeiten hinausträgt, so haben jene für das Urteil des lesenden Publikums nicht viel zu bedeuten. Hie und da wird wohl ein Leser den Kopf schütteln, da er sich aber sofort vergegenwärtigt, daß er es mit einer Novelle zu thun hat, was für die meisten Leser so viel ist als ein Roman in kleinem Maßstabe, so wird er sich sagen, daß die Welt der Romane und Novellen überhaupt anders, idealer geartet ist als die Wirklichkeit des täglichen Lebens und sich damit über die entdeckten Mängel und Gebrechen trösten lassen.

Es verlohnt sich aber der Mühe den psychologischen Künsten Heyses nachzugehen und sich mit der jungen Wissenschaft vom menschlichen Herzen an der Hand Heyses vertraut zu machen.

Ich bleibe zunächst bei der schon genannten Novelle „Geteiltes Herz“ (1881) stehen. Der Erzähler dieser Geschichte, ein älterer Mann, der Witwer ist, macht den Leser damit bekannt, daß Spinoza „zuerst die Macht der Vernunft über unsere Leidenschaften geleugnet und den tiefsinnigen Satz aufgestellt hat, ein Affekt könne nur durch einen stärkeren verdrängt werden“. Nun geht aber die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts einen Schritt weiter und fragt: „Was aber geschieht, wenn zwei gleich starke Affekte sich neben einander desselben Gemütes bemächtigen?“ Heyse ist so verständig, zwei ganz gleiche sich die Wage haltende Leidenschaften einstweilen zu

bezweifeln, doch wird ihm erwidert, daß jene „unheimliche Thatsache“ schon erlebt worden sei, „nur daß man es einem Dritten schwer begreiflich machen kann, weil die psychologische Konstellation, unter der allein dieser Fall sich ereignet, sehr selten zu Stande kommt und fast nie, wie andere Experimente, mit ruhigem Blick betrachtet wird“. Gleichwohl unternimmt es Heyse diesen „interessanten Fall“ zu untersuchen und wissenschaftlich festzustellen. Der Erzähler hat seine Frau stets leidenschaftlich geliebt. Selbst der Umstand, daß ihr der Sinn für Musik fehlte, machte sie in seinen Augen vollkommener. In Verney wurde das Ehepaar mit einer von ihrem Gatten getrennt lebenden, unglücklichen, reizenden Französin bekannt. In dem Manne entstand alsbald eine leidenschaftliche Liebe zu dieser Französin. „Aber das Seltsame war eben, daß ich dem, was ich bisher ausschließlich und über Alles geliebt, nicht einen Augenblick durch die neue Leidenschaft untreu wurde, nicht um einen Hauch kühler an mein Weib dachte, sie etwa gar fern wünschte, um jenes andere Gesicht allein vor Augen zu haben. Es war wie wenn eine meiner Herzkammern bisher leer gestanden hätte, und nun wäre sie besetzt worden; aber zwischen ihr und der benachbarten stand die Thür offen, und die beiden Bewohnerinnen vertrugen sich auf's beste und überschritten sogar dann und wann die Schwelle, sich Besuche zu machen.“ „Die neue Leidenschaft war nicht stärker als die alte, und ihr

ebenbürtig.“ Eines Tages unternahm der Mann des Zweikammer-Systems einen Ausflug, der ihn über Nacht fernhielt. Was war die Folge? „Ich vermißte beide geliebte Wesen mit gleicher Sehnsucht, ja ich konnte sie in meinen Gedanken nicht mehr von einander trennen, und als ich sie wiedersah, hatte ich zweimal dasselbe Herzklopfen.“ Damals hielt der Erzähler diese zweite Leidenschaft für eine Sünde, später ist er, wissenschaftlich so weit fortgeschritten, das neue Verhältnis für vernünftig, weil thatsächlich vorhanden, für ungehörig, weil gegen die Landessitten anstoßend, aber durchaus nicht für unsittlich zu halten, „da es niemand weh that und mich mit mir selbst nicht entzweite, vielmehr mein Inneres erst ganz ausfüllte.“ Die Frau des Erzählers, weit davon entfernt eifersüchtig zu werden, begünstigte den Verkehr ihres Mannes mit der Fremden, doch hoffte sie, gerade durch den häufigeren Verkehr werde sich die Leidenschaft mildern. „Aber freilich, so hochherzig bin ich nicht, daß ich auf den Alleinbesitz verzichten könnte. Lieber hörte ich auf zu leben.“ Aber — „du, das weiß ich, wirst nie etwas thun, was dich wahrhaft mit mir entzweite“. Die Französin wich der auch ihr drohenden Gefahr aus, sie reiste nach einem förmlichen Liebesgeständnis ab. Nach Jahr und Tag fand der Erzähler von seinen „beiden Herzkammern nur die eine bewohnt und ausgefüllt durch die lebendigste Liebe. Die andere war leer und dumpf wie

ein Gemach, das lange nicht mehr gelüftet und der Sonne geöffnet worden ist. An der Wand hing ein Bild, dessen Rahmen verstaubt, dessen Farben verblichen waren.“ Nach dem Tode seiner Frau traf der Erzähler mit der inzwischen ebenfalls verwitweten Französin unvermutet auf einer Reise zusammen. Nun hätte er diese heiraten können, aber er empfand „ganz scharf und nicht ohne Schmerz“, daß er jetzt erst „unsittlich“ handeln würde, wenn er die Hälfte seines Herzens ihr einräumte. — Heyse wird uns nicht überreden wollen, daß die Leidenschaft zu der Fremden eine leidenschaftliche, elementargewaltige Freundschaft war, an deren Vorkommen er glaubt, wenn es aber die Geschlechtsliebe war, welche ihn zu der Französin hinzog, so muß geleugnet werden, daß in dem Herzen eines Mannes zwei gleichgroße Kammern vorkommen können, von welchen die eine von der Herrin des Hauses dauernd bewohnt wird, die andere aber zeitweilig vermietet werden kann. Man kann nicht zwei Herren dienen. Der zweite „Affekt“ war ja auch, wie der Verlauf der Geschichte gezeigt hat, bei weitem schwächer als der erste. Die Novelle bleibt also auf dem Boden Spinozas stehen. Sie würde erst dann die wissenschaftliche Weiterentwicklung vertreten, wenn der Erzähler eine Bigamie eingegangen hätte. Davor entsetzt sich aber Heyse glücklicherweise. Die Bigamie verstößt auch nicht blos gegen die Landessitten, sondern selbst gegen die Strafgesetzbücher.

Einem sehr merkwürdigen Fall aus der Praxis eines norddeutschen Arztes, von dem ein Arzt in Meran sagt, daß ihm „ein feinerer Psychologe“ noch nicht begegnet sei, verdankt die Novelle „Unheilbar“ (1862) ihr Dasein. Die jugendliche Marie wird von ihrem Arzt mit einer Zeichnung ihrer kranken Lunge nach Meran geschickt, um sich dort ohne Arzt zu erholen. Sie hat mit dem Leben abgeschlossen, verkehrt nicht mit dem Kurpublikum, lernt aber einen von den Aerzten aufgegebenen jungen Mann aus Wien kennen, der der sterbensfrohen Marie gegenüber lieber am Leben bleiben möchte. Trotz der angenehmen Freundschaft wächst ihr Verlangen nach dem Tode von Tag zu Tag, während gleichzeitig ihr Hunger immer mehr dem eines Gesunden gleicht und ihre Kräfte in Besorgnis erregender Weise zunehmen. Eine drohende Liebeserklärung weiß Marie brieflich abzuwenden. Schon beginnen in Folge davon die Beziehungen beider zu erlöschen, als der junge Mann von einem höchst wohlthätigen Nervenfieber überfallen wird, das den früheren von Wien mitgebrachten Krankheitsstoff in glücklicher Krisis mit sich nimmt. Marie pflegt den kranken Freund und weiß ihm „selbst das Sterben zu einem Fest“ zu machen, ihr selbst aber sagt der Arzt des Freundes, daß sie gar nicht lungenleidend sei und daß man sie nur zur Erholung ihrer Nerven nach Meran geschickt habe. „Der beruhigende Zauber“ jener Zeichnung ist entkräftet. „Ich dachte früher so bestimmt darauf

rechnen zu können, daß der Tod, wie der grimmige Shylok, auf diesem seinem „Schein“ stehen würde. Nun ist mir bange, daß Gnade vor Recht ergehen könnte. — — Wie strahlend war die Aussicht durch das offene Thor, an dem der Todesengel Wache hält!“ Als man ihr „condolirte“ wegen ihres trostlosen Zustandes, war sie glücklich, unselig fühlte sie sich seit sie wieder der Erde angehört. Und dieser Erde gehört doch der Freund aus Wien an!

Was Heyse seinen geduldigen Lesern nicht alles zumutet! Der feine nordische Psycholog hatte berechnet, wie gern die Menschen sterben, vorab junge Menschen; wie bitter die Täuschung ist am Leben bleiben zu müssen! Der Tod ist sonst im Leben der Menschen der König der Schrecken, hier ist er einmal der Abwechslung wegen das Gegenteil. Und wo bleibt die Wissenschaft des Herzens? Marie fühlte sich zu dem kranken Freunde hingezogen, seine Frau zu werden war jedenfalls ihre Sehnsucht und trotzdem soll sie den Tod und damit die Trennung von dem Freunde herbeiwünschen? Wer das für möglich hält, der ist noch nicht einmal am A B C der Wissenschaft des Herzens angelangt.

Auch die andere Meraner Novelle „Der Weinhüter“ (1862—63) enthält eine Fülle psychologischer Rätsel. Wir befinden uns in dieser Geschichte auf dem streng-katholischen Boden Tirols, da aber auch die gutkatholischen Christen dieses Landes nur Menschen sind, allerdings

Menschen, die innerhalb der Schranken kirchlicher Zucht stehen, so fasse ich den Widerspruch gegen diese Novelle in folgende Sätze zusammen:

1) es ist undenkbar, daß ein unbescholtenes Mädchen von der Alm herunterkommt und das neugeborene Kind einer anderen ohne weiteres für ihr Kind ausgibt;
2) es ist undenkbar, daß die um dieses Geheimnis wissende Geistlichkeit ohne irgend welchen Grund mit der Wahrheit hinterm Berg hält, einen falschen Kirchenbuchseintrag macht und die ihren Fehltritt nicht bekennende, sonst aber fromme Mutter jenes Kindes wie eine Art Heilige verehrt und eine gleiche Verehrung beim Volke duldet;
3) es ist undenkbar, daß der im strengsten kirchlichen Gehorsam erzogene Andree dem von ihm erwählten Klosterleben den Abschied gibt, sich mit Moidi, seiner scheinbaren Stiefschwester, unter freiem Himmel ehelich zusammengibt und analog der Nottaufe eine Nottrauung vornimmt.

Das alles sind Heysesche Einfälle, Gedanken eines uneingeschränkten Subjektivismus, die völlig unverträglich sind mit dem Boden bäuerlicher und kirchlicher Ueberlieferung. Bei Berthold Auerbach können solche Dinge nicht auffallen. Heyse hat, ich will nicht sagen, ein sicheres Wissen von dem, was das Volk denkt und thut,

aber doch ein gewisses Gefühl von dem, was im Volke möglich ist oder nicht. Dieses Gefühl hat ihn in der vorliegenden Novelle gänzlich im Stiche gelassen. Daß der Dichter gerade „den Weinhüter“ ausgewählt hat, um in dem von ihm und Hermann Kurz herausgegebenen „Deutschen Novellenschatz“ eine seine Art charakterisierende Dichtung darzubieten, kann nicht auffallen, denn die Gründe, weshalb von anderen Dichtern nicht selten die mittelmäßigsten Novellen ausgewählt worden sind, werden den meisten dann ein Rätsel bleiben, wenn sie nicht annehmen wollen, daß die Sucht nach Absonderlichem, noch nicht dagewesenem für die Ansammlung des Novellenschatzes Maß und Regel war. Unter diesem, nach der Vorrede: dem Eigenartigen, Spezifischen den Vorzug gebenden Gesichtspunkte hätte ebenso gut die Novelle Helene Morten (1857) dem Novellenschatz einverleibt werden können, denn an „eigenartigen“ Thorheiten und „spezifischen“ Verrücktheiten fehlt es hier nicht. Helene, eine geistig und künstlerisch reichbegabte Natur, übersah mit unendlicher Liebe das was ihrem Manne, der nur Geschäftsmann war, fehlte. Als Morten eines Tages wahrnimmt, daß er nur der Mann seiner Frau ist, trübt diese Wahrnehmung dermaßen seinen Verstand, daß er plötzlich heimlicher Weise abreist, auf die Briefe seiner Frau nicht antwortet, um ihr nicht die Schwäche zu zeigen, als ob er ihr Opfer, ihre Resignation, mit ihm

leben zu müssen, annehme. Dabei ist der Einfaltspinsel nach wie vor, wie uns Heyse versichert, von abgöttischer Liebe gegen Helene erfüllt. Julian Schmidt bemerkt hierzu: „Daß er durch seine Flucht eine schwere Schuld auf sich geladen, daß der Mann nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hat, für die Ordnung des Hauses zu sorgen, darüber bleibt er im Unklaren. Bei den Helden George Sand's, die in der schwülen Atmosphäre der französischen Demi-monde aufwachsen, läßt man sich derartige hysterische Einfälle gefallen, deutsche Art ist es nicht; der deutsche Philister — um mit Paul Heyse zu reden — empfindet nicht so. Dabei urteilt der Dichter über die Motive seiner eignen Helden nicht ganz richtig: es ist die Scheu vor starkem und anhaltendem Eingreifen mehr als der Trieb der Selbstlosigkeit, sich für die Geliebte aufzuopfern, was diese Resignationsanläufe motiviert." — Und Helene? Ein Hausfreund hat sie eines Tages gefragt, ob sie glücklich sei? Was konnte sie abhalten, diese Frage sofort mit einem entschiedenen, ehrlichen Ja zu beantworten? Nichts. Freilich wäre dann die Geschichte zu einfach und zu kurz ausgefallen. Also schreibt Helene dem Freund einen langen Brief, in dem sie als einzigen dunkeln Punkt anführt: „Ich habe ihm mit Wissen nichts zu Leide gethan; aber daß ich unterlassen haben muß, ihm etwas zu Liebe zu thun, worauf er gehofft hatte, das wird mir jeden Tag einleuchtender."

Und um zu beweisen, wie sehr sie ihren Mann liebe, unternimmt sie, obschon ihr von der geringsten Wasserfahrt stets elend wurde, unter den allerungünstigsten Verhältnissen eine Seefahrt, um die mit den Wellen kämpfenden Schiffe ihres Mannes zu retten. Damit setzt sie das Leben, das sie doch ihrem Manne ganz widmen möchte, völlig nutzlos aufs Spiel. Wirklich bringt ihr das abenteuerliche Unternehmen den Tod. Morten aber fing nun an Helenens Bücher zu lesen, fremde Sprachen zu erlernen, selbst im Zeichnen sich zu versuchen — „eine saure Arbeit bei seinem vorgeschrittenen Alter!“ — meint Julian Schmidt.

Auch „Der Kreisrichter“ (1855) hat in seiner Jugend ein thörichtes, ganz unwahrscheinliches Opfer gebracht. Auch der Kreisrichter erzählt, wie der unglückliche Morten, seine Herzensgeschichte einem Manne, den er zum erstenmale in seinem Leben sieht. (Beiläufig bemerkt: völlig unbekannten Personen werden bei Heyse sehr oft die geheimsten, delikatesten Erlebnisse ohne weiteres anvertraut.) Auch der Kreisrichter ist ein kunstsinniger Mann. In seinem Zimmer hängt eine Kopie der heiligen Barbara des älteren Palma. Dieses Bild gleicht einer jungen schönen Schauspielerin, deren lebloses Spiel durch die leidenschaftliche Liebe eines studiosus juris seinerzeit in ein den geweckten Genius offenbarendes Spiel umgewandelt worden ist. Das Mädchen erwiderte die Leiden-

schaft und beide fanden nichts unsittliches darin, nach der Weise der Studenten des quartier latin in Paris zusammen zu leben. Auf einmal bricht der jugendliche Jurist dieses Zusammenleben ab. Zwar hatte er die redliche Absicht, sich demnächst mit der Schauspielerin zu verheiraten, da er aber einäugig und lahm war, so wagte er es nicht der Mann einer so schönen Frau zu werden. Fortan lebte er „ein glückliches Leben, freilich im Schatten, aber ohne Wunsch, in der Erinnerung an den reich genossenen Sonnenschein jener beiden Wochen in den Bergen." Zu seinem Zweifel, ob er, der häßliche, gebrechliche Mann, die schöne Freundin glücklich machen könne, bemerkt Julian Schmidt: „Das muß man doch erst versuchen!" Dieser Zweifel, der sich der gegenseitigen großen Leidenschaft gegenüberstellt, macht diese selbst auf Seiten des Mannes fraglich. Auf einsamer Insel hätte der Kreisrichter das Wagnis unternommen, der Mann einer schönen und liebenswürdigen Frau zu werden; die Rücksicht auf das sehr vergängliche Gerede der Welt hat ihm den Mut genommen, in der Welt mit jener zu leben. Statt einer Schönheit mit Fleisch und Blut erfreut er sich an der Kopie einer gemalten Schönheit, der Thor!

Auch in der Novelle „Das schöne Kätchen" (1869) ist die körperliche Schönheit vom Übel. Kätchen hat sich mit einem jungen Manne verlobt, der aber keine Aussichten hat und ihr darum vor seiner Abreise nach Amerika

die Freiheit zurückgibt. Die in die Schönheit der Tochter verliebten und vernarrten Eltern wollen eine ausgesuchte Partie für ihr schönes Kätchen zu Stande bringen, ein Unternehmen, welchem sich die Tochter mit solcher Energie widersetzt, daß sie zuletzt das Vaterhaus verläßt. Nach mancherlei Schicksalen, während derer sie ihr schönes Gesicht zu hassen anfing, war es doch ihre Schönheit, welche ihr das verlorene Glück zurückbrachte. Von der Not gedrängt gestattet sie einem Münchener Maler unter den ehrbarsten Bedingungen ihr Gesicht als Modell für ein die Bathseba darstellendes Bild zu benutzen. Das ausgestellte Bild sieht der aus Amerika zurückgekehrte frühere Bräutigam und so weiter. Eine richtige Künstler-Novelle, die über die Schwierigkeit, daß das seine Schönheit verwünschende Mädchen eben diese Schönheit dem großen Publikum der Kunststadt zur Schau stellt, ebenso leicht hinauskommt, als über den Umstand, daß es im höchsten Grade unwahrscheinlich ist, daß ein bescheidenes, zurückhaltendes Mädchen zwei wildfremden Männern ihre zarten Geheimnisse enthüllt.

Seinem schönen Kätchen hätte Heyse eine häßliche Lotte gegenüberstellen können, so heißt nämlich in der Novelle „Die beiden Schwestern“ (1868) die ältere, welche nach sechsjährigem Schweigen einen so leidenschaftlichen Briefwechsel mit einer Institutsfreundin beginnt, daß sie nach einer Gesellschaft noch Nachts um 1 Uhr, ja selbst in dem Augenblick Briefe schreibt, in welchem

der sie zum Ball führende Wagen vor dem Hause hält. Lotte ist von seltener Häßlichkeit. Ihre Nase erinnert an die des Sokrates. Um diesen Mißstand zu mildern hat sie in den Institutsjahren die schweren Lexika dazu verwandt die Nase zusammenzudrücken und zu verkleinern. Es ist zu bezweifeln, ob dieses von Heyse erfundene Schönheitsmittel — denn kein junges Mädchen kommt auf eine solche Verkehrtheit — von irgend welchem Erfolg begleitet war, von einem günstigen Erfolg ganz zu schweigen. Jedenfalls war nach sechs Jahren Lottens Häßlichkeit noch so groß, daß sie durch dieselbe gegen die Ehe „gefeit" zu sein glaubt. Darum kann sie auch einem Freunde, der sich um die jüngere schöne Schwester eine Zeitlang bemüht hat, Vorwürfe über seinen Rückzug machen. Der von leiblicher Schönheit nicht bezauberte Freund gibt hierauf die Erklärung ab, daß Lotte sich hinsichtlich seiner Absichten auf die jüngere Schwester im Irrtum befinde, nimmt aber für spätere Zeiten mindestens brüderliche Freundeswärme gegen die Aeltere in Aussicht. Das latent glühende Eisen weiß nun die Aeltere „mit einer Zeile" zu schmieden. Die Briefstellerei muß sie in jeder Rücksicht verstanden haben, denn aus dem Bruder und Freund ist alsbald ein Bräutigam geworden. Die Braut besaß übrigens einen ihrer Häßlichkeit entsprechenden großen Verstand, nicht unerhebliche Kenntnisse, kurz alles das was zu einem normalen Blaustrumpf gehört. Sie spricht vom „Laster der

Treue", geht mit Herzklopfen auf eine Sternwarte: „Ich dachte wahrhaftig, ich würde den himmlischen Majestäten in die Fenster gucken und den lieben Gott soupieren sehen", hat also, nach dieser Probe zu urteilen, mit Glück ihren Heyse — beinahe hätte ich gesagt Heine — gelesen; was will man mehr?

Eine andere Künstler-Novelle ist „Das Glück von Rotenburg" (1881) betitelt. Ein junger Maler aus Rotenburg ob der Tauber wird während einer Eisenbahnfahrt mit einer vom alten Gemahl getrennt lebenden, koketten, russischen Generalin bekannt, seine erste verführerische Bekanntschaft aus der vornehmen Welt. Die Generalin will den Reisegenossen als ihren Zeichner mit nach Italien nehmen, vorher aber in seiner Begleitung das gepriesene deutsche Pompeji sehen und auch seine Frau kennen lernen. Dies geschieht. Die vagierende Russin lernt die prächtige Malersfrau, die vier Kinder, kurz die ganze Häuslichkeit des Malers kennen. Nun weiß sie was Lebensglück ist. Und da der Maler seine Frau, seine Kinder heimlich verlassen will, um mit der Fremden in die weite Welt zu gehen, so werden ihm von dieser Fremden die vernichtenden Fragen vorgelegt: „Wissen Sie, daß Sie diese Frau gar nicht wert sind? Ihr ganzes berühmtes Rotenburg hat ja nichts merkwürdigeres aufzuweisen, als diese kleine Frau! Und die haben Sie im Stich lassen wollen, um einer Wildfremden nachzulaufen?"

Reuig kehrt der Maler zu seinem häuslichen Glück zurück. — Die Geschichte ist vortrefflich erzählt. Der Sieg wahrer echter Weiblichkeit in einem Weltwinkel über die emanzipierte Dame aus der großen Welt ist meisterhaft dargestellt. Das Ganze leidet nur an dem einen nicht geringen Fehler, daß der seine Frau treu und innig liebende Maler unmöglich auf den Gedanken kommen kann, seinem Glück den Rücken zu kehren, um mit einer Unbekannten davon zu gehen. Oder war der Maler zwei Tage lang geistesabwesend? Darauf deutet fast, daß er ohne alles Gepäck abreisen und einen Koffer sich unterwegs kaufen will. Wozu den Koffer, wenn er nichts hat, um ihn zu füllen?

Um ein gleichfalls toller Weise geplantes Auf- und Davongehen dreht es sich auch in der Novelle „Das Ding an sich“ (1876). Die Geschichte ist von Heyse in die Bonner Studienjahre gelegt. Eine überspannte, philosophierende Lehrerstochter schlägt die Hand eines braven Mannes aus, will mit einem Studenten aus Polen, einem Menschen von mehr als bedenklichem Ruf und Charakter, in die Welt gehen, erfährt aber noch zur rechten Zeit, daß der Pole nebenher sich mit einer feilen Dirne befaßt. Sie gibt dem Elenden den Laufpaß, heiratet den früher abgewiesenen, jetzt im Witwerstand nochmals ihre Hand begehrenden braven Bürgersmann und wird aus einer Philosophin, die sich über das

Erkennen des Grundes aller Dinge und des Dinges an sich sehr unnötige und sehr thörichte Gedanken gemacht hat, eine praktische Hausfrau.

Auch der neueste Roman Heyses „Der Roman der Stiftsdame“ (1886) hat seinen Wendepunkt in einem urplötzlichen Auf- und Davongehen. Der Anfang dieser Novelle, denn das Ganze ist kein Roman, kein „Kultur- und Gesellschaftsbild im Großen“, kein „Weltbild im Kleinen“, sondern „ein entschieden abgegrenztes Charakterbild“, fällt drei Jahre vor die Zeit, in welcher das Buch beginnt. Damals lernte die 21 Jahre alte Luise, die Nichte eines adligen Rittergutsbesitzers, in Berlin an der table d'hôte einen Schauspieler Namens Konstantin Spielberg kennen, in welchen sich die jungen Damen mehr oder weniger, Luise aber mit dem Erfolge verliebte, daß der Schauspieler ihr einen schriftlichen Heiratsantrag übermittelte, den sie nur aus Furcht vor dem Onkel und seinen Standesvorurteilen unbeantwortet ließ. Drei Jahre später geriet Spielberg als Direktor einer umherziehenden Schauspieler-Gesellschaft zufällig auf das Rittergut, auf dem er einer plötzlich erkrankten älteren Schauspielerin ein Unterkommen verschaffen möchte. Dieses wird von dem Baron in der rohesten Weise verweigert und da Spielberg die ihm widerfahrene Behandlung in Wort und Geberde rückhaltlos kennzeichnet, so läßt der Schloßherr seine Reitpeitsche auf die erhobene Hand des Künstlers niedersausen. In

dieſem Augenblick ſtürzt Luiſe dazwiſchen, ruft dem Onkel ein gebietendes „Zurück“ zu, ergreift des Schauſpielers Hand „und ſich zu ihr herabneigend, drückte ſie einen raſchen Kuß darauf“. Am nächſten Tag iſt ſie dem Spielberg nachgereiſt und bald darauf ſeine Frau geworden. Als Frau Direktorin hat ſie den Komödianten die Garderobe geflickt, auch den gemeinſamen Mahlzeiten mit einer von der Geſellſchaft als Herablaſſung empfundenen Freundlichkeit beigewohnt, ſonſt aber ſich von den Künſtlern und Künſtlerinnen fern gehalten. Ihr Mann lebte, wie er verſicherte, in glücklicher Ehe mit Luiſen, doch äußerte er gelegentlich: „daß ſie mir nachlief, war eine hochherzige Thorheit, die ſie zwar nicht bereut, dazu iſt ſie zu ſtolz — aber ſie iſt doch einmal eine Blaublütige, und die Beſten unter uns haben einen Tropfen Zigeunerblut in den Adern“. Das frühere Stiftsfräulein — im ganzen Buch iſt zwar keine Rede von einem Stift, aber es hätte doch ein adliges Stift geben können, in das Luiſe als adliges Fräulein unter Umſtänden hätte eintreten dürfen; das reicht aus im Roman, vollends für das Titelblatt eines Romans — die frühere „Stiftsdame“ weiß, daß ſie mit ihrer Heirat nichts leichtes auf ſich genommen hat, aber ſie will es durchführen mit Gottes Hilfe. In Folge ihrer ariſtokratiſchen Exkluſivität vereinſamt Luiſe; „die herrliche Sache, die Geſtalten der großen Dichter zu verkörpern, die ſchönen, hohen Gedanken unter die atemlos lauſchende Menge zu

ſchleudern“ iſt ihr durch die leidige Praxis verdorben, ihr Mann bleibt mehr und mehr in der Geſellſchaft ſeiner Künſtler und entwickelt ſich zum Trinker. Das einzige Kind wird ſchwerkrank und da auch in dieſer bangen Zeit Spielberg ſein Geſchäft nicht außer Acht läßt und außer Hauſe iſt, als der Knabe ſtirbt, ruft ſie dem ſich über die kleine Leiche hinabbeugenden Vater zu: „Du wirſt ihn nicht anrühren. — Geh' hinaus, ſogleich — wir haben nichts mehr mit einander zu teilen.“ — Hat die Hilfe Gottes nur ſo weit gereicht? Iſt damit die am Altar geſchworene Treue bis in den Tod erloſchen? Iſt das ſo ſchwer, ſeinen dem Untergang entgegengehenden Mann ſeine Wege gehen zu laſſen und ſich ſtill in den Schmollwinkel zurückzuziehen? „Die Stiftsdame“, dieſer hochherzige, faſt männliche Charakter, iſt fürwahr ihrem ehelichen Beruf ſchlecht nachgekommen, ſehr ſchlecht. Daß ihr Herz ſie verleitet habe, „einem Unwürdigen — das war Spielberg von vornherein nicht im mindeſten — ihr Leben anzuvertrauen, ſei ein Unglück, aber kein Schimpf und keine Schuld“, damit findet ſich die ſelbſtgerechte „Stiftsdame“ ab. Ja „ſie trug das Bewußtſein, ſo oft ſie ſich in ihr Herz verſenkte, den Geiſt des Friedens, der Liebe und Wahrheit dort zu finden, ſo lebhaft allgegenwärtig in ſich, daß eine göttliche Ruhe und Sicherheit von ihrer Stirne ſtrahlte, die den blödeſten Sinnen bemerkbar wurde.“ — Nach zehn Jahren kommt ihr

Mann als Bettler in das Frauenspital, in dem sie sich die letzten Jahre ihres Lebens nützlich machte, sie weist seine Hand zurück: „Wir sind geschieden, für immer!“ Das ist auch jetzt die eheliche Gesinnung der „frommen“ Stiftsdame. Ja sie denkt daran, den Schutz der Gerichte in Anspruch zu nehmen, wenn Spielberg ihr noch einmal lästig werden sollte. Es ist zu bedauern, daß sie diesen Schutz nicht in Anspruch genommen hat, denn die „Gerichte“ würden ihr dann auseinandergesetzt haben, was das Gesetz, selbst das Gesetz der alten Heiden in Rom, unter omnis vitae consortium versteht. Vielleicht wäre dann ihrer Bemerkung: „Dieser Mann, den ich von meiner Schwelle jagen mußte, hatte einst zu ewigem Bunde seine Hand in die meine gelegt und war der Vater meines lieben Kindes gewesen“ das Gefühl brennender Reue gefolgt. So aber ist „die Stiftsdame“ als ein Tugendspiegel gestorben, ohne Gedanken an das Gericht Gottes, vielmehr mit dem Zweifel, ob es einen jüngsten Tag gebe. Daß sie mit Schuld war an dem Verkommen ihres Mannes, daran hat sie keinen Augenblick gedacht, auch Heyse nicht, der sich doch — freilich in anderer Richtung — einmal einen „Ehefanatiker“ genannt hat. Wenn die Eheleute nur so lange zusammenbleiben müßten, als sie beide aneinander Gefallen haben, so würde damit die Gottesordnung, ja selbst das civilrechtliche Institut der Ehe in Frage gestellt.

In anderen Novellen hat übrigens Heyse die Bedeutung des für das ganze Leben eingegangenen Ehebundes in das rechte Licht zu stellen gewußt. In der Novelle „Auferstanden“ (1866) hat sich die siebzehnjährige Gräfin Giovanna wider Willen mit einem sie heißliebenden Marchese verheiraten müssen. Damit war die von ihr ersehnte Ehe mit Gino, ihrem Vetter, vereitelt worden. Giovanna und Gino wissen sich jedoch zu finden, sie begehen die „Todsünde“ des Ehebruchs und werden dabei von dem Marchese überrascht. Gino findet später seinen Tod in Paris bei einem um einer Tänzerin willen unternommenen Raufhandel. Giovanna nimmt sich ihre Sünde so zu Herzen, daß sie mit ihrem Gemahl in ein einsames Felsennest am Gardasee zieht, um in gefängnisartiger Einsamkeit für ihren Fehltritt zu büßen. Ein Gast des Marchese kommt hinter dieses Geheimnis, will alles für die Befreiung der Gefangenen thun, wird aber von Giovanna zurückgewiesen. Der Marchese hört davon durch seine sich ihm zum erstenmale wiederum nähernde Frau und da er ihr liebreich begegnet, so faßt sie endlich den Mut, ihn um Verzeihung zu bitten. Mit der Auferstandenen fängt der Marchese an, ein neues glückliches Dasein zu durchleben. Die Novelle „Beppo, der Sternseher“ (1877) berührt sich mehrfach mit „Auferstanden“. Der Sternseher ist ein Advokat, der seine Frau Giovanna und deren Tochter Beppina beinahe gefangen hält, aber nicht hindern kann,

daß die Tochter ein Liebesverhältnis mit einem jungen Fremden unterhält. Da Beppo diese zarten Beziehungen in jeder Weise zu unterdrücken sucht, gerät Beppina in den wildesten Schmerz. Um der Tochter das Verhalten Beppos begreiflich zu machen, gesteht ihr die Mutter, daß sie sich nur auf Wunsch ihres Vaters mit Beppo verlobt, daneben aber mit einem jungen Venetianer einen Verkehr angesponnen habe, der Beppina das Leben gegeben. Gleichwohl sei Beppo, um sein Manneswort zu halten, mit der treulosen Braut in die Ehe getreten, in der er nur auf geschwisterliche Weise mit ihr lebe. Der Venetianer habe sie im Stich gelassen, denn er habe eine Frau und vier Kinder gehabt. „Nun weißt Du Alles! hauchte die Mutter, indem sie einen langen Kuß auf die Stirn ihres Mädchens drückte. Aber nein, noch Eines nicht, das Traurigste, was dich mehr als alles angeht. Die Sünde der Mutter wird an der Tochter gerochen: Der, dem du dein Herz geschenkt, ist der Sohn jenes falschen Mannes. — —“ Wie das Beppina erfährt, schlägt ihre Abneigung gegen den kühlen Vater in die größte Liebe und Verehrung des als „Heiliger“ angestaunten Mannes um. Sie will in ein Kloster gehen, kommt aber davon zurück, als ihr nach Jahresfrist ein Schwesterchen geboren wird.

Handelt es sich in den beiden eben erwähnten Novellen um eine nach langen Jahren in's richtige Geleise kommende

Ehe, so hat die Novelle „Ein Abenteuer“ (1872) die Erneuerung eines Verlöbnisses zum Gegenstand, freilich unter Umständen, die dem Leser das Ganze wenig glaublich erscheinen lassen. Ein junger Mann führt eine ihm total unbekannte junge Dame, die sich in den Straßen einer großen, ihr fremden Stadt verirrt hat, nach ihrem Quartier. Der jungen Dame wird, wie das bei Heyse üblich ist, ein vornehmes und besonderes Wesen beigelegt, dem ungeachtet und obschon von ihr gerühmt wird, daß sie „nicht sehr plauderhaft“ sei, erzählt sie dem Fremden ihre ganze Herzensgeschichte. Wo in aller Welt kommt so etwas vor? Die Herzensgeschichte lautet aber so: das Fräulein ist mit einem Studenten verlobt gewesen, der sie um einer Reicheren und Vornehmeren willen hat sitzen lassen. Nur um diese zweite Braut zu sehen ist sie in die fremde Stadt gekommen, denn da, wo das Fräulein zu Hause ist, würdigen sich die Mädchen nicht so weit herab, einem Treulosen nachzulaufen, ihm den Ring, den er seiner Braut zurückgeschickt, an den Finger zu zwingen u. s. w. Der artige Begleiter kennt den Treulosen von der Universität her als einen oberflächlichen, frivolen Menschen, der keiner wahren Neigung, wohl aber jedes finanziellen Kalküls fähig ist. Der treulose Franz wird von dem früheren Studiengenossen zur Rede gestellt. Aus dem Wortgefecht entwickelt sich ein Duell, in welchem die rechte Schulter des Treulosen

verletzt wird. Nun erwacht die alte Liebe in der früheren Braut, sie pflegt den ehemaligen Bräutigam mit so seltenem Erfolg, daß der Genesende aufhört, frivol und kalkulierend zu sein, und anfängt, der würdige, treue Mann Antoniens zu werden. Mit einem anfänglich schwer wiegenden äußerlichen Hindernis, das mit Franzens Fideikomiß und Familienstatut zusammenhing, hat der Dichter noch weniger Umstände gemacht. Von jenem Obstakel ist einfach nicht mehr die Rede. Minima non curat praetor. Auch das macht Heyse wenig Kummer, die Pandekten aus Novellen bestehen zu lassen, was etwa dem Fehlgriff gleicht, von den verschiedenen Gesängen eines Dramas zu reden.

In der aus psychologischen Gründen höchst anfechtbaren Novelle „Vetter Gabriel“ (1868) werden wir mit einer Knall und Fall stattfindenden Verlobung bekannt gemacht. Der unbemittelte Vetter Gabriel hat um das reiche Bäschen Cornelie geworben, ist aber von deren Vater schnöd abgewiesen worden. Nach zwei und einem halben Jahre stellt sich der inzwischen durch Erbschaft reich gewordene Vetter aufs Neue ein, um anfangs wiederum abgewiesen, dann aber zu einem neuen Feldzug ermutigt zu werden. Unbegründete Eifersucht entmutigt ihn jedoch alsbald dergestalt, daß er voll Verdruß und Aerger in eine Wirtschaft geht — so weit ist die Sache ganz glaublich — um sich noch an demselben Abend mit

einer ihm gänzlich unbekannten, aber hübschen und sittsamen Kellnerin Namens Traud zu verloben. Cornelie, von „verschmähter Liebe Pein“ jählings überfallen, wird krank und von der als Jungfer bei ihr eingetretenen Traud gepflegt. Da diese von den Beziehungen Corneliens zu Vetter Gabriel hört, ist sie so einsichtsvoll, den Verlobten frei zu geben. Sie heiratet dann einen verwitweten Jugendfreund, der ihr an Stand und Bildung gleichsteht. — Vetter Gabriel wird als ein so steter, treuer, fester Mann geschildert, daß er unmöglich die neue, seit Jahren herbeigesehnte, von dem Bäschen ihm gegebene Hoffnung darum in den Wind schlagen kann, weil Cornelie gesellschaftlich-höflich gegen einen Fremden ist. Am allerwenigsten kann sich aber ein so nüchterner, überlegender Mann wie Gabriel in der leichtsinnigsten Weise mit einer Kellnerin verloben. Heyse hat es aber auch an Mitteilungen über Cornelie fehlen lassen. Wenn diese den Vetter wirklich so lieb gehabt hat, daß aus der getäuschten Hoffnung ein Fieber entstehen konnte, so hat der Dichter es allzusehr unterlassen, den Leser auf das „kein Feuer, keine Kohle“ hinzuweisen. Wenn sie den aus Eifersucht wegstürzenden Vetter ohne ein Wort der Beruhigung laufen und sich dafür von einem ihr ganz gleichgültigen jungen Franzosen die Kur schneiden läßt, so tritt hier die Eigenschaft des Bäschens hinter der eines Gänschens zurück.

In der Novelle „Am Tiberufer“ (1853) will ein heißblütiger Bildhauer die Geliebte an einen jungen deutschen Gelehrten abtreten — aus Dankbarkeit. Kommt nicht vor. Der menschenscheue Carlo Bianchi ist aus der Gefahr, von wilden Hunden der Campagne zerrissen zu werden, von Theodor, einem jungen Gelehrten, gerettet worden. Der Retter pflegte den Verwundeten und gewann sein Herz. Eines Tages führte der Genesene den Freund in eine Osteria, wo er eine junge Albaneserin veranlaßte den Saltarello zu tanzen. Theodor, der mit einem liebenswürdigen Mädchen aus England verlobt ist, vergißt die Braut. Hingerissen und verwirrt ruft er aus: Hier ist Leben und Seligkeit. Bald darauf hat er die Albaneserin bei den öffentlichen Spielen zur Nachbarin gehabt. Hiervon erzählt er entzückt dem Freunde; er ahnt nicht, daß Caterina des Freundes Geliebte ist. Nun folgt der Vorschlag, Caterinen an Theodor abzutreten, ein Gedanke, der von diesen beiden bekämpft wird. Carlo behält also seine Caterina und Theodor versöhnt sich in zwei Zeilen, d. h. nicht in zwei Briefzeilen, sondern in zwei Zeilen Heyseſcher Erzählung, mit seiner Braut. Die englische Familie macht schüchtern der heidnischen Gesinnung Carlos und Theodors gegenüber ihren christlichen Sinn geltend, von irgend welchem Erfolg ist dies aber nicht; am allerwenigsten könnte auf Erfolg gerechnet werden bei dem Bildhauer, denn der ist ein ganz verbuhlter Mensch, der

unzüchtige Nachahmungen von Bildern aus Pompeji in seiner Werkstatt hat und die Nacht für die übliche Zeit des Zusammenseins eines Mannes mit irgend einem Weibe erklärt. Wenn der deutsche Gelehrte sich an der intimen Freundschaft eines so liederlichen Patrons erfreuen kann, so ist die Engländerin zu bedauern, daß sie einen zum Mann kriegt, der von sittlicher Reinheit wenig hält.

Von den zahlreichen Künstler-Novellen Heyses sind die beiden „Michelangelo Buonarotti" (1852) und „Rafael" (1863) in Versen geschrieben. In jener erzählt der alte Meister dem jungen Urbiner von dem reinen schönen Bunde, der ihn mit Vittoria Colonna, solange sie des Marchese von Pescara Gattin war, und während ihres Witwenstandes, bis zu ihrem Tode in beglückender Weise verbunden hat. In der zweiten Novelle hören wir von einem schönen Weibe, das vor dem Eintritt in's Kloster in einer Nacht Braut, Weib und Witwe Rafaels wird. Aus dieser Geschichte erfährt ein junger Mann, daß diese Schöne seine Geliebte war. Er findet es aber ganz in der Ordnung, daß einem Genie solches Glück zu teil wird, während die Nichtgenies keinen Anspruch darauf haben. Das Genie ist auch nicht an die Gebote der Sittlichkeit gebunden, ja es wäre unpassend ihm gegenüber dies auch nur anzudeuten. Gegen solche Ausnahme-Moral muß entschieden protestiert

werden. Die Dichter und die Maler, die Bildhauer und die Komponisten sind demselben Sittengesetz unterworfen, wie die geringsten Taglöhner und die bescheidensten Arbeiter. Nur wer das über den Menschen stehende Sittengesetz als eine Autorität nicht anerkennt, nur wer in demselben eine Art conventionellen Brauchs, eine Gattung des öffentlichen Anstandes, also ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft erkennt, kann den traurigen Mut haben für die Ausnahme-Menschen, d. h. für diejenigen, welchen Gott ausnahmsweise große Gaben zugeteilt hat, eine Ausnahme-Moral zu verlangen.

„Der letzte Centaur" (1870), eine im Weinhaus entstandene Phantasie des genialen Genelli, des alten eingeteufelten Heiden, wie er sich selbst genannt hat, ist in der Idee dasselbe, was Schillers „Götter Griechenlands" sind. Ein Centaur ist in einer Gletscherhöhle eingeschlafen, die Schnee- und Eismassen sind um ihn zusammengestürzt und wie er nach vielen tausend Jahren mit dem Zurückgehen des Gletschers wieder an's Tageslicht kommt, sieht er sich in einer ganz fremden Welt. „Das Grauenhafteste aber in dem ganzen Märchen, das ihn an seinen gesunden Sinnen zweifeln ließ, begegnete ihm, als er den ersten Hütten des oberen kleinen Dorfs sich näherte. Unter einem spitzen, rotgetünchten Bretterdach hing da ein Mann mit ausgebreiteten blutrünstigen Armen an ein Kreuz genagelt, aus einer Seitenwunde

blutend, die Stirn von großen Blutstropfen überquollen, die unter den spitzigen Stacheln eines dicken Dornenkranzes hervordrangen. Gleichwohl schien der Gemarterte noch am Leben. Er hatte die Augen weit geöffnet nach oben gekehrt, und der kundige Blick des Centauren fand auch an den nackten Gliedern noch nicht die Farbe der Verwesung. Er redete den armen kleinen Mann mit seiner freundlichsten Stimme an, fragte, um welches Verbrechen man ihn so schwer büßen lasse, ob er ihm vielleicht von seinem Marterholz herunterhelfen und die Wunden verbinden solle. Als er keine Antwort erhielt, berührte er sacht die Brust des stummen Dulders. Da merkte er, daß es nur ein hölzernes Bild war. Ein Rosenstrauch war neben dem Stamm des Kreuzes gepflanzt. Von dem pflückte er einen kleinen Zweig, roch daran, wie um wieder etwas Liebliches zu genießen, und verließ dann die Stätte mit immer unheimlicherem Staunen." „Wir aber predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit", schreibt Sankt Paulus an die Korinther (I, 1, 23). Zu den Griechen aber gehören der letzte Centaur, Genelli und Heyse.

Der Zuletztgenannte hat übrigens in einer seiner neuesten Novellen „F. U. R. I. A." (1885) dem Kreuz Christi noch in ganz anderer Weise den Krieg erklärt; bezeichnender Weise durch die Gedanken und das Bildwerk

eines Irrsinnigen. Die Buchstaben F. U. R. I. A. bedeuten nicht eine Furie (eher noch heftige Liebe, Brunst), denn sie kürzen die Worte ab Femina Universi Regina In Aeternum, d. h. das Weib der Welt Königin bis in Ewigkeit.

Der fromme Bildschnitzer Lukas, nur seiner römisch-katholischen Religion und seiner Kunst lebend, kommt auf den thörichten Gedanken sich mit einer üppigen andersgläubigen Vlamländerin zu verheiraten. Es währt nicht lange, so geht die leichtfertige Person mit einem von ihr verführten Schüler ihres Mannes in die weite Welt. Darüber wird der fromme Meister wahnsinnig und in seinem Wahnsinn arbeitet er an einem Bild, das seine Frau völlig nackt darstellt, wie sie an den kreuzweise stehenden Aesten eines Reineclaudenbaumes die Arme ausgestreckt hat, um eine Frucht herunterzuholen. Da wo über dem Kruzifix I. N. R. I. steht finden sich die oben genannten fünf Buchstaben. Die Inschrift über dem nackten, üppigen Weibe soll bedeuten, daß der Antichrist nun auch einmal der Welt zeige, wer denn eigentlich über die Seelen herrsche. — Es ist von anderer Seite schon darauf aufmerksam gemacht worden, wie harmlos dieser raffinierten Verspottung des gekreuzigten Herrn Christus gegenüber das Spottkruzifix erscheint, welches in der römischen Kaiserzeit ein Soldat an die Wand einer Wachtstube auf dem Palatin gezeichnet hat. Der Kriegsknecht in Rom hat nicht gewußt, was er gethan hat. Von Paul Heyse läßt sich dies leider nicht sagen. —

Joſef von Führich hat auch ein nacktes, Früchte brechendes Weib als Gegenbild des Kruzifixus gezeichnet, aber das Weib iſt die Stammmutter der Menſchen, die den Tod, den Sold der Sünde, vom verbotenen Baum herabnimmt, während daneben von dem Kreuzesbaum der heilige Leib Jeſu Chriſti, das Brod des Lebens, herabgenommen wird. — Nicht unbemerkt will ich laſſen, daß die Stellung des Heyſeſchen Weibes, welches ſich mit dem einen Arme an dem Aſte ganz unnötiger Weiſe hält, in hohem Grade ausgeklügelt und geſucht iſt. Mit wegweiſerartig ausgeſtreckten Armen macht man keine Früchte ab. Auch ſonſt leidet die Novelle F. U. R. I. A. an mancherlei Verkehrtheiten. Ein ſonderbarer Altertümler, dem die ganze Geſchichte in den Mund gelegt wird, iſt von Jugend auf ein Frauenjäger geweſen. Wie ſoll dieſer Menſch dazu kommen, die ſchöne Blamländerin zu haſſen und die Ehe ſeines Freundes Lukas mit ihr wenn möglich zu vereiteln? Und wie ſoll der Antiquarius, nachdem der wahnſinnige Freund ſeine zur Ehebrecherin gewordene Frau zum Korpus des Teufelskruzifixes gemacht hat, dazu kommen, ſeinen Haß auf ein uraltes Kruzifix an der ſeinem Hauſe benachbarten Kapelle zu werfen? Als ob die Liebe zum Heiland und nicht vielmehr die Thorheit des Lukas, eine Buhlerin zur Frau zu nehmen, und das Unglück, an ihr die Schmach ehelicher Untreue zu erleben, den armen Künſtler um den Verſtand gebracht hätte! Bei dieſem aber iſt es ganz

unwahrscheinlich, daß er mit einer gewissen Logik diejenige als das Glück seines Lebens, sie als das personificierte Glück der ganzen Welt verherrlicht, die ihm das Herz gebrochen hat. Dagegen sprechen zwei Gründe: der fromme Sinn des Bildschnitzers und die ihm fehlende sinnliche Brunst. — Selbst bei der Vlamländerin ist dem Poeten ein psychologischer Schnitzer untergelaufen. Das Kapellenkruzifix soll sie mit dem Gedanken betrachtet haben, daß das einer sei, „der vor Schmerzen nicht dazu komme ihrer Schönheit zu huldigen, was sie für ein unverzeihliches Verbrechen hielt". Paul Heyse mag uns nicht übel nehmen, wenn wir hierin eine vollendete Albernheit erblicken. Eine Frauensperson von „nicht geringem" Verstand kommt nie auf den hervorragend dummen Gedanken, ihre Koketterie in Beziehungen zu bringen zu dem Herrn am Kreuz. Der Fürst dieser Welt und sein Reich wissen sich durch eine tiefe Kluft geschieden von dem Reiche Gottes. — Am meisten mutet Heyse seinem Publico beim Tode des irrsinnigen Lukas zu, denn man soll sich diesen vorstellen: „im letzten Schlaf, ausgestreckt mit verklärtem Antlitz, die Augen weit offen, vor sich hinstarrend, in den gefalteten Händen seine letzte Arbeit, ganz wie ein gottseliger Christ beim Verscheiden sich an sein Kruzifix anklammert." — Die letzten Arbeiten des Künstlers waren, wie die während des Wahnsinns, eine stete Wiederholung des Teufels-Kruzifixes. —

Daß ein Künstler mit gesundem Verstand nicht leicht auf einen so frevelhaften Gedanken kommt, die vulgäre Geschlechtsliebe zur Erlöserin der Welt zu machen und sie in lebendiger Gestalt, nach reifen Früchten greifend, mit ausgestreckten Armen an einen kreuzweis gewachsenen Baum gelehnt, einem Kreuze gegenüber zu stellen, an dem die Martergestalt unseres Herrn hängt, das hat Heyse wohl eingesehen, darum hat er einem Geisteskranken diese lästerliche Idee in sein wirres Gehirn gelegt. An jener Gegenüberstellung, wie sie Heyse ersonnen hat, wird aber dadurch nichts geändert, daß sie auf außergewöhnlichem Wege zu Stande kommt. Der Dichter wollte ja keinen Narren an sich zur Darstellung bringen, sondern eine vermeintlich originelle Idee, die trotz Narrheit zur Verwirklichung kommt. Indessen Heyse schreckt auch nicht vor Novellen zurück, in welchen Unzurechnungsfähigen die Heldenrolle zufällt.

„Ein Märtyrer der Phantasie" (1874) soll ein für den Psychologen interessanter Fall sein und doch handelt es sich nur um das Treiben eines ganz verschrobenen Kopfes, der zuletzt eine Unterschlagung begeht, wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit aber freigesprochen wird. Und die Verrücktheiten eines so armseligen Menschen sollen interessant sein? Viel richtiger hätte Heyse die Ueberschrift „Ein Märtyrer der Phantasie" seiner Novelle „Das Seeweib" (1875) gegeben, denn hier handelt es sich

um einen von seinen Einbildungen verfolgten Mann. Frank hat beim Eislauf seine einzige Schwester einbrechen und versinken sehen. Seitdem quälen ihn Erscheinungen des Seeweibes und seiner Schwester. Er hat nicht den Mut, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen zu verloben, denn sie wohnt am Seeufer. Einem entsetzlichen Traum von dem Seeweib und von der ihn zu sich rufenden Schwester sucht die verständige Mutter der Geliebten in seinen Wirkungen zu begegnen. Frank verlobt sich dann, ertrinkt aber alsbald beim Baden im See, seine krankhafte Phantasie hatte ihm die Hände der versinkenden Schwester vorgemalt.

Die phantastischste, mit Pariser Liederlichkeit und darwinistisch fortgeschrittener Tierwelt gewürzte Novelle Heyses ist „Kleopatra" überschrieben. (1865.) Dem Baron Archibald erscheint eines Nachts Kleopatra, die Tochter eines französischen Ingenieurs und einer Araberin, welche sich ihrer Zeit in Paris, nach dem Tode ihrer Eltern von bitterer Not gedrückt, dem Baron als femme entretenue angeboten und eine Zeitlang diese Stellung einer höheren Sklavin bekleidet hat. Von Moral weiß Archibald blutwenig, was er aber an „haarspaltender Moral" leistet, übersteigt alles, was man erwarten kann. Jene nächtliche Erscheinung aber in Verbindung mit den Tollheiten eines Affen hängt mit der Todesstunde der Kleopatra zusammen. „Laß es jetzt genug sein!" beginnt

der letzte Absatz dieser tollen Novelle. Diese Mahnung wollen auch wir uns gesagt sein lassen.

Es ist noch eine Reihe von Künstler-Novellen zu erwähnen. In „Maria Franziska“ (1858) will ein junger Maler eine junge Seiltänzerin als Modell benutzen, wird aber anfangs abgewiesen. Das durchaus ehrbare Mädchen folgt als Seiltänzerin nur dem Willen ihres Vaters, ihr Ziel ist das Kloster. Um sie in ein Kloster zu bringen, entführt der Maler die „Künstlerin“, macht aber unterwegs Anstalten, sich mit ihr zu verloben. Solches lehnt die Seiltänzerin zwar ab, kommt aber auf den echt Heyseschen Gedanken, sich mit dem Maler trauen zu lassen, um sofort ins Kloster zu gehen. Auf diese Weise wird, so hofft sie, der Gatte dem etwaigen Widerstreben des Vaters entgegentreten können. Schnell wird die Trauung vollzogen und zwar in Koblenz. Diese lustspielartige Geschwindigkeit, diese an die Thätigkeit des weiland Hufschmied von Gretna Green erinnernde Einfachheit wird von Heyse dadurch ermöglicht, daß der Geistliche durch ein ansehnliches Geschenk an die Kirche „Dispens von allen weiteren Förmlichkeiten“ erteilt. Von der rechtlichen Giltigkeit des code civil auf dem linken Rheinufer hat der Novellist keine Ahnung, auch nicht von den kanonischen Voraussetzungen des Eheabschlusses. Der Pfarrer wird Nachts aus seinem Bett getrommelt und verspricht nach der ersten Messe die

Trauung vorzunehmen. Nachdem diese wirklich vollzogen ist, verlangt der Ehemann, daß seine Frau bei ihm bleibe. Diese fügt sich seinem Willen. Nach Jahren verunglückt ihr einziges Kind. Den Maler verläßt seine Frau trotz vorhandener großer Liebe zu ihm und ohne seine Einwilligung wird sie barmherzige Schwester. Als solche ist sie während des Krimkrieges ein Opfer ihres Berufes geworden. Auf dem Wege *mangelnder Einwilligung* hätte sie bei Heyse auch im ledigen Stand in's Kloster gehen können.

Annina (1860) ist „nur ein Abenteuer, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzen, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden". Ein junger deutscher Maler, dessen „goldene Sorglosigkeit" sich bestens mit seinem gewohnheitsmäßigen Hunger verträgt, wird durch seinen ebenfalls ans Hungern gewöhnten Hund, mit welchem der Hund eines jungen Mädchens auf der Straße fast hintereinander geraten wäre, mit eben diesem Mädchen, einer Römerin, bekannt. Diese ist bereits verlobt und da sie demnächst stirbt, so können diejenigen Verwickelungen nicht entstehen, welche der Regel nach zu einer Novelle gehören. Er hatte seinen Mantel in Florenz versetzt, er musterte darum besonders aufmerksam eine ihm eines Abends begegnende „tief verschleierte Gestalt", die „so in Mantel und Tücher vermummt" gewesen, „daß von der Figur nicht das Geringste zu erkennen war". Unmittelbar darauf heißt es: „Und doch verriet dem Jüngling

der Tumult in seinem Herzen, daß ihn Anninas Kleid gestreift haben müßte." Von dem feinen Nervensystem eines solchen halbverhungerten Malers hat man ohne Zweifel in der großen Welt nicht die richtige Vorstellung. Dagegen gehalten ist das blitzartige Anschauen von Romeo und Julie, von Bertran de Born und der Dame von Fayel und so mancher anderen Liebespaare offenbar nur ein grob-materielles Thätigwerden der Sehnerven. — Einfacher und mehr der täglichen Erfahrung entspricht es, wie in einer englischen Pension zu Rom ein glücklich verheirateter Thüringer bekannt wird mit der liebenswürdigen Malerin Gabriele von Berg, deren Bräutigam, „ein Prinz von Geblüt", im französischen Krieg gefallen ist. Wie Gabriele das intimere Bekanntwerden mit dem Thüringer von sich aus einleitet, so erzählt sie diesem auch ohne viel Schwierigkeiten zu überwinden die Geschichte ihrer Liebe. „Ein Element von Leidenschaft" ist in ihren Augen nicht blos für die echte Liebe, sondern auch für die wahre Freundschaft erforderlich. Aber als „gute Kameraden" — das ist der Name der Novelle — nicht als leidenschaftliche Freunde wollen sie zusammen Roms Kunstschätze genießen. Dagegen macht die Pensionshalterin geltend: „Freundschaft zwischen zwei Personen beiderlei Geschlechts, die noch nicht mit dem Kopfe wackeln, oder beide anderweitig durch ganz feste Bande gefesselt sind, ist ein Unding . . . Wir sind keine Engel, und unsere Seelen sind es nicht allein, die in

einem solchen Falle ein Wort mitzureden haben.“ Die Wahrheit dieser Sätze erfahren die guten Kameraden an sich selbst, doch kämpft Gabriele die Leidenschaft der Liebe, nicht der Freundschaft, mit Entschlossenheit nieder, während der Mann, wie so oft im Leben, sich als das schwächere Wesen erzeigt, und in einem kopflosen Augenblick eine Thorheit begeht, die er sofort bitter bereut und die ihm die Kamerädin sofort freundlich verzeiht. —

Ein junger Maler Lorenzino Sciarpa lernt in dem Hause eines alten Marchese dessen schöne junge Frau kennen. Beide konnten sich sagen: „sehen und brennen war Eins.“ Die Frau Marchesa flieht in die Einsamkeit, um sich stark zu machen in dem Kampf, den sie für sich, für den Gatten und ihre einzige Tochter auskämpfen muß. „Ein reines und ein starkes Herz, das allen Lockungen der Leidenschaft widersteht, um seiner Pflicht treu zu bleiben . . . Und das im Lande des Cicisbeats und der nachsichtigen Mütter und der nachsichtigsten von allen, der Mutter Kirche.“ — Nach Jahren stirbt der Marchese und nun könnte sie sich mit dem Maler verbinden. Dieser aber hat sich mit der kindjungen Tochter der Witwe verlobt. Das kann die Marchesa nicht ertragen. Sie gönnt den beiden ihr Glück und räumt die Welt. Ihr Gärtner, der zeitlebens vergeblich auf ihre Hand gerechnet hatte (als Lisa noch armer Leute Kind war, mochte er sich einige Hoffnung machen können, später war dies nur in

Folge einer gewißen Geistesstörung möglich) muß ihr den einzigen Liebesdienst erweisen und sie erschießen.

In der Novelle „Erkenne dich selbst“ (1856) lernen wir zwei junge Malerinnen kennen, die in Männerkleidern nach Florenz kommen. Warum das? Heyse gibt darüber keinen Aufschluß, nicht einmal eine Andeutung, die genügen könnte. Er begnügt sich mit der Thatsache, die den Wendepunkt in dem Leben eines hypochondrischen Kaufmanns aus Frankfurt herbeiführt. Dieser junge Mann quält sich mit der ihm von seinem autodidaktischen Maler gestellten Lebensaufgabe ab: Erkenne dich selbst. In Florenz wird er von dem unaufhörlichen Nachgrübeln über sich selbst ab- und auf die Beobachtung des älteren der beiden nach Florenz gekommenen Maler hingelenkt. Das Rätsel wird zuletzt gelöst, die ältere der beiden verkleideten Schwestern gibt sich als Mädchen zu erkennen und der Frankfurter wird ihr Bräutigam. Daß Verlobung und Verehelichung wohlgeeignet sind, einem Manne die Lösung der Aufgabe der Selbsterkenntnis zu erleichtern, ist unbestreitbar. Nur hätte „der getrennte Haushalt der Sinne und des Verstandes“ schon in Deutschland aufgehoben werden können, wenn der junge Frankfurter dem mit einem unschuldigen Herzen geschlungenen Bande treu geblieben wäre.

Am eingehendsten hat Heyse das Thema Kunst und Liebe in dem Roman „Im Paradies“ (1876)

behandelt, einer Sammlung von Liebesnovellen, die äußerlich etwa so zusammengehalten werden, wie die durch die Daumenöffnung einer Palette zusammengeschobenen Pinsel eines Malers. Dieser Roman, in sieben Büchern, soll nach der Widmung „An Anna“ ein Spiegel Münchener Lebens sein, d. h. Münchens, insoweit es eine Stadt der Maler und Bildhauer ist. Nach der geschlossenen Künstlergesellschaft, welche alle Woche einmal „im Paradies“ zusammenkommt, ist das Ganze genannt. Und so wie die Künstler „im Paradies“ leben, ganz nach ihrer modernen Weltanschauung, ganz nach ihrer durchlöcherten und fadenscheinigen Moral, wollen sie auch im bürgerlichen Leben sich geberden. Die Kunst ist souverän und jeder Künstler von wahrem Beruf ist souverän, nicht blos in der Kunst, auch in der Moral. An Mannigfaltigkeit des Inhalts fehlt es diesem Romane nicht. Erstlich haben wir es mit einem getrennten Ehepaar zu thun — Jansen und Lucie —, dessen männliche Hälfte lange vor Beginn eines Scheidungsprozesses sich mit der ebenso schönen als tugendhaften Generalstochter Julie zu einem ehebrecherischen Zusammenleben vereinigt und erst nach der Geburt mehrerer Kinder dazu kommt, sich auf dem Standesamt zusammenschreiben zu lassen. Das zweite Paar ist ein getrenntes Brautpaar — Felix und Irene —, das sich in wenig ansprechender Weise durch den ganzen Roman flieht und sucht, bis es endlich zur Hochzeit kommt. Das dritte

Paar — noch das beste — ist ein Oberleutnant und seine Frau. Beide haben jahrelang unangefochten im Konkubinat gelebt, in demselben Augenblick aber, da der Offizier die Braut unter seinem Stande ehrlicher Weise an den Altar führt, erhält er die Aufforderung, den Abschied zu nehmen. Der von der Sittlichkeit verlassene „Anstand" wird höher gewertet als die Moral. Endlich sind es drei unglückliche Liebhaber, welche zuletzt alle mit einander glücklich werden. Der Eine, ein ehemaliger Schauspieler, heiratet trotz seiner Blindheit ein streng-katholisches Mädchen, das sich lange Zeit für den Beruf einer barmherzigen Schwester vorbereitet hat; der Zweite, der Schlachtenmaler Rosenbusch, gibt die leichtsinnige Schwester dieser angehenden barmherzigen Schwester auf und heiratet die ihm auf halbem Wege entgegenkommende halbemanzipierte Malerin Mina Engelke, genannt Angelika; der Dritte, der üppiglebende Maler Rossel, kommt endlich dazu, die rote Zenz (Crescenz), ein ebenso tugendsames als schamloses Modell, zu heiraten.

Die Hauptpersonen sind der Bildhauer Jansen und die schöne Julie. Jansen nennt sich selbst einen „schnöden Heiden", der mit seinem „Götzendienst der nackten Schönheit" wegen der in der gebildeten Welt herrschenden Philistrosität kaum das Leben fristen kann und darum nebenher das recht einträgliche Geschäft eines Heiligen-Fabrikanten betreibt. In Gesellschaft der Malerin Angelika

sieht er eines Tages in einer der Pinakotheken die durch ihre Schönheit auffallende Generalstochter Julie. Diese hält sich vorübergehend in München auf, lebt auf vornehmem Fuß und besucht mit Nutzen die Kunstsammlungen. Angelika, welche dem Leser als feinfühliges Mädchen empfohlen wird, unternimmt es ohne weiteres die fremde Schönheit zu bitten, sie möge sich von ihr malen lassen. Dies geschieht. Die beiden nicht mehr ganz jungen Damen werden bald die innigsten Freundinnen. Durch Angelika wird Jansen mit Julie bekannt. Der Eindruck, welchen ihre strahlende Schönheit auf ihn macht, ist so groß, daß er einer bis auf das Gesicht fertigen Eva im Paradies die Gesichtszüge Juliens leiht. Bei einer von beiden Freundinnen heimlich vorgenommenen Besichtigung der Gruppe „Adam und Eva" in des abwesenden Jansen Atelier gerät Julie über das Evabild in Bestürzung, Scham und Zorn. Ihre „ganze Würde und weibliche Hoheit" verbietet ihr, Jansen je wieder zu sehen. Aber der Brei wird nicht so heiß gegessen als er angerichtet wird. Noch an demselben Tage legt sich der Sturm sittlicher Entrüstung und mit dem Gedanken, daß *sie* im Unrecht gewesen, wenn sie in ein sorglich gehütetes Geheimnis eingedrungen — während doch Jansen herzlich froh gewesen wäre, für die Gruppe, an der er Jahre lang gearbeitet hat, einen Käufer zu finden und damit, ja schon mit der Zulassung von Kauflustigen, das sorglich

gehütete Geheimnis preiszugeben — stürzt sich Julie in eine leidenschaftliche Liebe zu dem Bildhauer, die nur dadurch wächst, daß ihr Jansen sagt, er liebe sie wahnsinnig, seitdem er sie zum erstenmale gesehen habe. Wie die Heyseschen Weiber so häufig thun, macht Julie alsbald dem bis jetzt nur heimlich, tief nur im verborgenen Busen geliebten Manne eine förmliche Liebeserklärung. Doch behält die Einunddreißigjährige hierbei insoweit die Contenance, als sie Jansen ausdrücklich darauf aufmerksam machen kann, daß sie „trotz ihren 31 Jahren am ganzen Leibe zittere". Ein anonymer, übrigens die Wahrheit enthaltender Brief klärt Julie darüber auf, daß Jansen bereits eine Frau und ein Kind von sechs Jahren hat. Sie ist entsetzt über diese Nachricht und bittet Jansen, ihr „den Glauben an die Menschheit und an ihr eignes Herz zurückzugeben". Was mit dem Glauben an die Menschheit gemeint ist, weiß derjenige ungefähr, welcher dieser Redensart schon öfter begegnet ist. Es soll soviel heißen: Kommt der Greuel bei uns gebildeten Europäern wirklich vor, daß ein verheirateter Mann sich mit einer zweiten Frau verbindet? Gibt es thatsächlich bei uns Doppelehen? Was unter dem Glauben an ihr eignes Herz gemeint ist, weiß ich nicht. Doch kommt es auf jenen Glauben nach beiden Richtungen hin nicht viel an, wie wir sehen werden. Jansen ist ehrlich genug, Julien die Geschichte seines Lebens und seiner Ehe

zu erzählen. In seiner ersten Jugend hat er „ein paar armselige Weibergeschichten“ erlebt, in Hamburg „das tolle Treiben in etwas größerem Stile fortgesetzt“ und sich dergestalt in eine leichtfertige Schauspielerin, Lucie, verliebt, daß er sich mit ihr verheiratete. In der Folge kamen ihm Zweifel an der ehelichen Treue seiner Frau, doch fehlten ihm alle sicheren Beweise. Lucie selbst wies seine Vorwürfe energisch zurück. Am meisten beteiligte sich bei der Führung eines gewissen Indizienbeweises — der Hund Jansens, wegen seiner großen Geistesfähigkeiten Homo genannt. Dieses höchst merkwürdige Tier, diesen „ehrwürdigen Neufundländer“ hat Heyse wohl nur darum erfunden, weil auf diese Weise die wissenschaftlichen Erfolge des Darwinismus oder Bestialismus poetisch verherrlicht werden konnten. Homo war immer gegen Frau Jansen gleichgiltig. Wie es sich aber einst um ein lebhaftes Zwiegespräch der Gatten im Punkte des Ehebruchs handelte, begann „der alte Herr“ gereizt und grimmig zu knurren und zu heulen; außer sich gerät Homo, als er eines Tages in Frau Luciens Koffer den Handschuh eines fremden Mannes fand. Jansen trennte sich von seiner Frau und brachte seine Tochter zu einer ehrbaren Familie Münchens. In eine förmliche Ehescheidung will Lucie nur dann willigen, wenn er das Kind ihr überläßt, eine Bedingung, die ihm unerfüllbar erscheint.

Alle diese Mitteilungen haben Juliens Glauben an die Menschheit und auch wohl an ihr eignes Herz nicht im geringsten erschüttert. Ihr und Jansens gemeinsames Ziel ist: Lucie los zu werden. Nach Jahren sieht Jansen seine Frau auf einem Balle „im Paradies“ wieder. Der Neufundländer ist Zeuge dieser Begegnung. Durch Luciens Ankunft aus dem Schlaf geweckt, heftete der merkwürdige Vierfüßler sein funkelndes Auge auf die Ehebrecherin mit solchem Erfolge, daß diese voll Entsetzen vor dem wütenden Homo die Flucht ergriff; doch hat der Begleiter Luciens, ein junger liederlicher Maler aus Griechenland, zur mehreren Sicherheit den gefährlichen Hund alsbald mit einem Dolchstich getötet. Hingerissen von Schmerz knieten Jansen und Julie um das tote Tier und „die Freunde standen in ratloser Verstörung um die Gruppe herum“. Homo erhält ein ehrenvolles Begräbnis und die nachdenkliche Grabinschrift: Hic jacet Homo nihil humani a se alienum putans.

Auch den wärmsten Bewunderern Heyses geht der Neufundländer denn doch über das Maß des Zuläßigen hinaus und sie unterlassen nicht, ihre bescheidenen und schüchternen Zweifel gegen die Möglichkeit eines solchen Hunde-Individuums vorzubringen. Wird doch von Jansens Freunden Homo geradezu als ein selbstständig denkendes, vernunftbegabtes Wesen respektiert. Wird ihm doch ein moralischer Widerwille gegen die Ehebrecherin beigemessen!!

Von diesem auf den Hund gekommenen Teil des Romans kehren wir zum Hundefreund und Bildhauer Jansen zurück. Selbst die Ballscene hat ihm keine Beweise des Ehebruchs seiner Frau geliefert. Die Zeugenaussage Homos scheint doch nicht verläßlich genug gewesen und der Hohn der Schauspielerin über Jansens Hund als den „feinen Menschenkenner" und über „die herrliche Charakterrolle" desselben nicht ohne Eindruck auf den Bildhauer geblieben zu sein. Er nimmt zu Drohungen gegen Lucie seine Zuflucht. Zuletzt erfährt er, daß seine Frau in der schändlichsten Weise von dem Baron Felix, seinem intimsten Freunde, der freilich von der Ehe Luciens nichts wußte, verführt worden ist, eine Wissenschaft, welche die innigen Beziehungen Jansens und des Verführers durchaus nicht stört und auch die Hochachtung Juliens vor dem Freunde des Geliebten nicht im mindesten verringert. Vielmehr sind Jansen und Julie durch die authentischen Nachrichten über den thatsächlichen Ehebruch darum sehr froh gestimmt, weil sie damit auf die nötige Freiheit für ihren Ehebund hoffen. Unter allen Umständen verlangt Julie von Jansen die vorläufige Schranke eines „Probejahres", d. h. eines Jahres Brautstand. Als Motiv wird angeführt, daß sie in zehn Jahren, also mit 41 Jahren eine alte Frau sein werde, die ihm nicht mehr als Modell dienen könne. Darum, wenn auch nicht logischer Weise zehn Probejahre, so doch unlogischer Weise ein Probejahr. „Ich verspreche

dir — ſagt Julie — daß ich Tag und Nacht darüber nachſinnen werde, wie wir uns befreien können. Wenn unſer Probejahr verſtreicht, ohne daß es gelingt vor Gott und Menſchen: hier meine Hand darauf! ſo bin ich die Deine, ohne nach den Menſchen zu fragen, aber gewiß nach dem Willen Gottes, und ich denke, ich bin nachgerade alt genug, um zu wiſſen, was ein rechtſchaffnes Weib thun und verantworten kann." — Hier iſt alles auf den Kopf geſtellt. Wenn ihr die Eheſcheidung vor Gott nicht in der von ihr feſtgeſetzten Friſt zu teil wird, will ſie nach dem Willen Gottes jene Eheſcheidung als vollzogen anſehen und ſich mit dem verheirateten Janſen verheiraten, das rechtſchaffene Weib! Was die Rechtſchaffene unter „Gott" verſteht, verhilft ihr in der einen oder in der anderen Weiſe zur völligſten Lebensgemeinſchaft mit Janſen. Die weißgekleidete, mit Myrthen und Veilchen gekrönte Geliebte legt vor den Freunden das Gelübde ab, ihr Leben mit Janſen zu teilen bis der Tod ſie von einander reiße und läßt dieſem merkwürdiger Weiſe von Janſen nicht erwiderten Gelübde eine „eigne Traurede" folgen. „Formen" dürfen nicht binden, wo zwei Menſchenleben auf dem Spiele ſtehen. Unauflöslich iſt ihr Bund; es iſt „kein Frevel und keine Anmaßung, ſondern ſo gewiß im Himmel beſchloſſen, wie je ein Bund zweier Menſchen, daß ich von heute an das treue Weib dieſes Mannes und er mein lieber Gatte ſein ſoll". Dann folgt etwelche Rührung,

das Anlegen von zwei Ringen, welche weiland die Eltern Juliens gewechselt haben, allseitige Gratulation der Freunde, solennes Hochzeitsmahl und Hochzeitsreise nach Italien. Das sechsjährige „Fränzchen" wird von seiner „lieben schönen Mutter", wie die kleine Schulpflichtige sich ausdrückt, in München zurückgelassen. Zu einer derartig freien, jedenfalls auch von dem nihil humani a se alienum putierenden Neufundländer geteilten Auffassung der Ehe bemerkt der moderne Geist Georg Brandes in seinem Buche „Moderne Geister", daß die Grundidee von „Im Paradiese" die sei: Die Sittlichkeit und Würde der Liebe zwischen Mann und Frau ist von der äußeren Bestätigung des Ehebundes unabhängig; — und wohl auch von der äußeren Trennung einer bereits äußerlich bestätigten Ehe? Damit ist das, was das Wesen der Ehe ausmacht, geleugnet und die freie Liebe proklamiert. Zu dem was ein sich zusammenfindendes Paar unter Sittlichkeit und Würde der Geschlechtsliebe versteht, hat keine äußere Instanz — Kirche, Civilstandsgesetz, öffentliche Meinung — ihre Bestätigung zu geben. Man verbindet sich und trennt sich ganz nach freiem Uebereinkommen, „sittlich" und „würdig"!

Neben Jansen ist Felix, ein reicher Baron und dilettantischer Schüler des Bildhauers, die Hauptnebenfigur des Romans. Für ihn gibt es, wie für die ganze Gesellschaft „im Paradies", P. Heyse eingeschlossen, keine

absolute Moral, sondern nur eine conventionelle; das Gewissen ist ein Kulturprodukt und der kategorische Imperativ eine Fiktion. Irene, seine frühere Braut, ist ihm mit ihrer Gouvernanten-Moral lästig geworden. Mit der Schauspielerin Lucie Jansen, die vielleicht im Seebad ebenso unmotiviert einen falschen Namen angenommen hat, wie Felix in München, hat dieser trotz einer „unbezwinglichen Abneigung" und „geheimem Grauen", von einem „Dämon" getrieben, ein schauspielerisches Liebesverhältnis begonnen, das, wie erwähnt, mit Verführung der jungen Frau endigte. Felix ist nach Jahren sehr ärgerlich darüber, daß er dem Herzensfreund bekennen muß, unwissentlich dessen Frau verführt zu haben und daß er jetzt, nachdem er die Schuld für längst verjährt gehalten, um dieser Verführung willen auch noch den besten Freund verliert, aber — und nun läßt der frivole Baron auch noch eine ganz unsinnige Lästerung los — „das ist nun einmal der uralte Brauch der himmlischen Gerechtigkeit, daß sie verschiedene Taxen, verschiedenes Maß und Gewicht führt, nach denen sie sich bezahlt macht. Wofür der Eine kaum mit einer bösen Stunde zu büßen hat, das kostet dem Andern sein Lebensglück und das aller Seinen."

Nach Irene hat Felix immer eine gewisse Sehnsucht im Herzen behalten und das ist auch der Grund, weshalb er den plumpen Verführungskünsten der roten Zenz nicht nachgibt, obschon diese, in ihrer neuen Stellung als

Kellnerin, eines Tages im Stande ist, den tieftraurigen Baron in demselben Gasthof, in welchem die wiederbegehrte Braut wohnt, gelegentlich einer ihn gar nichts angehenden Hochzeit auf dem Hausflur (!) zu einem Tanze mit ihr zu bestimmen. Mit Feststellung dieser auf psychologische Irrwege geratenden Thatsache legen wir den sauberen Roman „Im Paradiese" bei Seite und hören nur noch wie sich die Kritik zu diesem Moralsystem der modernen deutschen Künstler gestellt hat.

Theobald Ziegler in seinem Buche „Studien und Charakterköpfe" (Schaffhausen 1877) findet, daß es sich in Heyses „Im Paradiese" „um die Heiligkeit der ehrwürdigsten aller menschlichen Institute, um die Heiligkeit der Ehe" handelt. Daran knüpft er die Frage: „Gibt es Verhältnisse, wo die Ehe, auch wenn sie äußerlich bestehen bleibt, kein hemmendes Band mehr sein, wo der Mensch sich über ein Gesetz, das die Sitte, der Staat und die Religion geheiligt haben, hinwegsetzen darf? und liegt hier ein solcher Fall vor?" Die Antwort lautet: „Ja es gibt solche Fälle, wo das Recht des Herzens stärker ist, als ein mit Füßen getretenes und innerlich verwirktes Recht des Staats und der Sitte (von der Religion ist keine Rede mehr), wo ein innerlich zerrissenes Band, das nur äußerlich nicht gelöst werden kann, ohne Pflichtverletzung ignoriert werden darf, ja wo das sogar selbst zur sittlichen Pflicht wird." Mit andern

Worten: die Heiligkeit der Ehe, d. h. doch wohl mindestens ihre Erhabenheit und Unantastbarkeit, existirt in Wirklichkeit nicht, jedes wilde Ehepaar kann sich über diese Heiligkeit hinaussetzen. Th. Ziegler absolvirt „die beiden trefflichen Menschen" Jansen und Julie und proklamirt: In dieser Beziehung ist doch wohl die Rigorosität der Kantischen Moral überwunden. Dagegen erblickt dieser Kritiker in der nachträglichen Civilehe der „beiden trefflichen Menschen" ein sich in die Vorurteile Fügen, eine „Unsicherheit, um nicht zu sagen Feigheit, oder — und das ist noch schlimmer — ein Eingeständnis von Schuld, wo doch keine sein soll." „So bleibt nur übrig, darin eine Konzession Heyses an die bürgerliche Moral zu sehen; aber es ist eine Konzession, die ihren Zweck verfehlt, weil sie jene sittlich-schöne (!) Ehe zwischen Julie und Jansen zum unberechtigten Konkubinat auch in den Augen derer macht, die bis dahin frei genug dachten, um sie zu begreifen und sich gefallen zu lassen." Heyse hat die Tendenz des Romans: die conventionelle Moral darf gelegentlich korrigiert werden, mit jenem Civileheabschluß selbst zerstört. — Ich glaube, daß Heyse allerdings die Durchschnitts-Moral seines Lesepublikums respektiren wollte, aber der nachträgliche Abschluß der Civilehe ist lediglich ein Rechtsgeschäft. Die Kinder werden durch die nachfolgende Ehe legitimiert, die gesetzlichen Strafen für Aergerniß erregenden Ehebruch oder Konkubinat fallen weg.

Solche Vorteile hat der sich um die öffentliche Meinung wenig kümmernde Jansen recht gut im Auge haben können, als er auf das Standesamt ging. Dem Staat und seinen Gesetzen wollen die modernen Menschen sich unterwerfen, weil sie an deren Entstehung und Beseitigung beteiligt sind, darum ist der Civileheabschluß gar nichts besonderes. Dagegen ist von einer Trauung, von einer kirchlichen Eheschließung zum Glück keine Rede, darüber ist man hinaus, obschon sich auch für eine solche an vielen Orten des deutschen Vaterlandes protestantische „Pfaffen" hätten finden lassen, die ihre Hände segnend über „die beiden trefflichen Menschen" auszustrecken kein Bedenken getragen hätten.

Rudolf von Gottschall (Die deutsche National-Litteratur des 19. Jahrhunderts) sagt von „Im Paradiese:" „Das freie Künstlerleben, in welchem die Feigenblätter der bürgerlichen Moral möglichst beseitigt sind, erscheint hier als der ideale Zustand; dennoch ist die Darstellung eine schwankende; in der Hauptsache wird immer wieder in das alltägliche Geleis eingelenkt und es arrangiert sich alles in so wünschenswerter Weise, daß es auch vor dem Gericht und der bürgerlichen Sitte bestehen kann. Wir wandern fortwährend aus einem Atelier ins andere. Das Künstlertum hat seine Poesie, seine Ausnahmemoral, aber auch sein Metier und dies tritt zu sehr in den Vordergrund."

Karl Gödecke („Nord und Süd“ Bd. 3, S. 132) bemerkt zu Heyses Künstler-Roman, daß er das Problem der Ehe behandle, die durch Sitten und Formen sanktioniert dennoch unsittlich, während eine gegen Sitte und Satzung geschlossene sittlich sein könne. Von der Ehe Jansens und Juliens heißt es: „Es ist möglich, daß so etwas vorkommen kann. Gelöst ist das Problem jedoch nicht. Die Ehe Jansens und Juliens bleibt eine ehebrecherische, „an der freilich die sämmtlichen Freunde und Freundinnen Jansens nichts anstößiges finden“. Unter Liebe werde von Heyse der Naturtrieb verstanden, wie geistig er sich auch geberde. Damit aber sei auch die poetische Lösung des Problems ausgeschlossen.

Ich beschränke mich darauf das Wort einer deutschen Frau anzuführen: „Mit welchem Recht können wir den Franzosen ihre unsittlichen Romane vorwerfen, wenn wir daran denken, daß es Paul Heyse nicht besser macht?“

Paul Heyse steht dem Problem der Ehe geradeso gegenüber, wie der ebenfalls formvollendete Gottfried von Straßburg im Tristan. Heyses Gesinnungsgenosse Brandes findet die ganze Aesthetik jenes in Ingres alter Definition: „L'art c'est le nu“ und seine Moral in dem Walten, sich gehen lassen der Natur; „die wahre Sünde ist die Sünde gegen die Natur“. „Die Natur ist sein Ausgangspunkt und sein Endziel, die Quelle seiner Poesie und ihr letztes Wort, sein Ein und Alles, sein

Troſt, ſein Credo.“ „Darum ſchildert Heyſe auch beſſer Frauen als Männer und darum behandelt er vorzugsweiſe die Liebe des Weibes. Es iſt der Mädchenſtolz, das ewig Feſtungsartige im weiblichen Gemüte, das ihn feſſelt.“ Aber doch nur inſoweit als er Ueberwindung des jungfräulichen Sinnes, Auslieferung der Feſtung ohne vorgängige Aufforderung für das eigentliche Ziel hält. „Nicht im Widerſtande, der nur Form und Schleier (?) iſt, ſondern in der Hingebung ſieht er das Weſen des Weibes und ihre wahre Natur; und Naturanbeter, wie er iſt, preiſt er Eros als einen Unüberwindlichen, der alle Schranken durchbricht.“

Schon „Im Paradieſe“ ſind wir Weibern begegnet, die den Männern auf halbem Wege entgegenkommen. In einer nicht kleinen Zahl von Novellen hat Heyſe dieſe von Brandes geprieſene Hingebung zum Thema genommen. „Seine Frauen, ſagt Göbecke, werfen ſich keinem an den Hals, aber ſie „verſchenken“ ſich und leider ſehr oft; ſie kommen auf mehr als dem halben Wege entgegen, ja ſie warten manchmal das Wort nicht ab, ſondern ergreifen es zuerſt und klären auf, wo die zaghafte Blödigkeit kaum noch zu ahnen wagt.“

Gleich die erſte, aus dem Jahre 1849 ſtammende Novelle „Margherita Spoletina“ gehört hierher, denn die Schöne dieſes Namens iſt eine ſchwimmende Hero, welche allnächtlich den auf einſamer Inſel bei

Ragusa an einer Wunde darniederliegenden Geliebten besucht und, nachdem ein Schiffer ihre am Ufer gefundenen Schuhe ihren Brüdern ausgeliefert hat, durch diese den Tod in den Wellen findet.

In den Novellen „Die Blinden“ (1852) und „Lorenz und Lore“ (1868) kommen unbescholtene junge Mädchen in schlecht motivierter Weise nachts an das Lager des Geliebten. Die vierzehnjährige Marlene ist ebenso wie der fünfzehnjährige Clemens wegen Blindheit operiert worden. In einer Gewitternacht kommt jener der Gedanke, „ganz wie sie ihr Bett verlassen“, zu Clemens zu gehen, um bei ihm sich die Binde vom Auge zu nehmen, um ihn in einer Nacht zum erstenmale zu sehen, in welcher die blendenden Blitze selbst einem gesunden Auge lästig sind. Den Geliebten sieht sie einmal, dann versinkt sie in ewige Nacht.

Welche ausgeklügelte Geschichte! Nein unmöglich bei der Sittsamkeit der Blinden! —

In der andern Novelle kommt ein junger Gymnasiallehrer während einer Choleraepidemie mit einer Jugendgespielin zusammen, welche Tante und Bruder an der schrecklichen Krankheit verloren und die Meinung hat, daß sie auch sterben müsse. Nach Enthüllung ihrer getäuschten bräutlichen Gedanken legt sie sich schlafen, um in der Nacht zu sterben. Einige Stunden darnach kommt sie kalt, weil schlecht gekleidet, und barfuß an des Freundes Lager, um

sich bei ihm zu wärmen und ihn einmal vor ihrem Tode zu küssen. Dann schläft sie nochmals ein und wird schlafend meilenweit in das Haus eines Pfarrers gebracht, der des Freundes Schwager ist. Im Pfarrhaus erwachend schämt sie sich der nächtlichen Begegnung. Sie will jetzt von dem Freunde nichts wissen. Die Pfarrerin aber durchschaut Lore und bestimmt ihren fügsamen Ehewirt am nächsten Sonntag Lorenz und Lore ohne weiteres von der Kanzel herab als Verlobte zu proklamieren. Quo jure fragt sich jeder Leser, der weiß, was zu einer Proklamation gehört. Heyse aber hätte viel zu thun, wenn er sich um so prosaische Dinge im Reich der Poesie bekümmern wollte.

In der Novelle „Im Grafenschloß“ (1861) wird zum erstenmale von Heyse das „sich verschenken“ geflissentlich in Scene gesetzt. Ein junger Graf kommt nach Jahren in die Heimat zurück und findet seine erste Jugendliebe in dienender Stellung wieder. Die alte Neigung erwacht aufs neue und wächst ihm über den Kopf; er wirbt um Gabrielens Hand. Daraus kann aber nichts werden, denn seit kurzem ist sie mit dem alten Grafen wider ihr Gewissen eine sogenannte Gewissensehe eingegangen. Sie erzählt, daß sie zuletzt mit ihrer Kraft zu Ende gewesen: „Da gab ich mich besiegt, und wenn es wirklich einen Mädchenstolz gibt, der durch alle diese Blut- und Feuerproben nicht wankend geworden wäre, ich würde ihn kaum beneiden können.“ Trotz Gewissensehe und trotz gegenseitiger An-

gelobung ewiger Treue entflieht Gabriele. Die Nachricht von der Flucht wird dem alten Herrn gemeldet, da ihm eben sein Sohn vorgeschlagen hat, er wolle auf sein Erbrecht zu Gunsten Gabrielens und ihrer Nachkommen verzichten. Der Vater will davon nichts wissen. Mit der ins Schloß zurückgebrachten Gabriele macht er in Abwesenheit des Sohnes Hochzeit.

Noch übler geht es in der Novelle „Die Reise nach dem Glück" (1864) zu. Madeleine, ein stolzes Mädchen, im Dienste eines Regensburger Gasthofs, erzählt einem ihr gänzlich unbekannten jungen Mann, der sich in Linz eine Braut zu gewinnen hofft, ihre Liebesgeschichte. Die Mutter hat sie früh verloren, dem sterbenden Vater hat sie versprochen, stets auf Tugend und Ehre zu halten. Dieses Versprechen hat sie auch in jener Stunde gehalten, in welcher der Sohn des Gutsbesitzers, in dessen Hause sie Kammerjungfer war, Nachts bei ihr bleiben wollte. Nachmals hat sie aber diese standhafte Tugend bereut und in keineswegs jungfräulicher Weise erzählt sie dem nach einem ungewissen Brautglück reisenden Manne, wie gern sie ihre Tugend dran gegeben hätte. „Was ist Schande? Die zu betrüben, die man liebt und die uns lieben, das halte ich für schändlich. Ja, wenn mein Vater noch gelebt hätte, so wäre es mir leichter geworden, auf mein Glück zu verzichten, ich hätte doch gewußt, wofür, und dann wäre die Tugend kein leerer Wahn gewesen. Aber

was fremde Menschen denken und sagen, was haben wir davon? Meine Tugend lästerten und verleumdeten sie, und wenn sie das gepriesen hätten, was mir als ein feiges Verbrechen ewig nachgeht, wäre es mir darum leichter zu tragen? Sie meinen, er hätte mich am Ende verlassen und mir die Treue gebrochen. Es ist möglich. Es gibt mehr Kinder in der Welt, die keinen Vater haben u. s. w." — Scham- und zuchtloser kann sich doch die elendeste Dirne nicht aussprechen! Und nun sollen wir diese aller weiblichen Tugend bare, trotz jenem Versagen bare Madeleine als ein stolzes, selbstbewußtes Weib bewundern! Wer ist Thor genug, um dem Novellisten in diesen Irrgarten zu folgen? Wer erkennt nicht, daß dieses Weib nach dem Herzen Heyses von einer über den Menschen stehenden, weil von Gott gebotenen Moral absolut nichts weiß?

Nachdem der nach dem Glück Reisende in Linz das Glück nicht gefunden hat, kehrt er nach Regensburg zurück und verlobt sich mit der fast am Glück Verzweifelnden. Um die Angelegenheit seines Herzens bei seiner Mutter zu ordnen, verabschiedet er sich für einige Tage von der Braut. Wie er aber zur verabredeten Stunde, Schlag sieben Uhr Abends, nicht zurück ist, stürzt sich die aufs neue am Liebesglück verzweifelnde Madeleine in die Donau, glücklicherweise in demselben Augenblick, in welchem der zurückgekehrte Bräutigam von dem Selbstmordversuch Kunde erhält und mit fabelhaftem Glück und „affenartiger

Geschwindigkeit“ die Geliebte aus den Wellen rettet, beziehungsweise ihr gerettet wird, denn beinahe wäre er — übrigens ohne alle Todesangst, wie Paul Heyse meint — bei dem Rettungsversuche ertrunken. Brandes fabelt davon, daß in der Reise nach dem Glück die Moral der Friedensstörer sei, der den Instinkt störe. Der Instinkt aber (zu deutsch die natürlichen Triebe, die Sinnlichkeit) sei Heyse heilig, darum glaube er auch nicht an den freien Willen im überlieferten Sinne. „Das Lauschen der harmonisch angelegten Natur auf ihre eignen Harmonien“ sei bei Heyse Glück, in diese Harmonie gehörten aber auch Vergehen, Fehler, Prüfungen und Qualen als Durchgangspunkte der Entwickelung. Doch genug von dieser wesentlich disharmonischen Harmonie, von dieser Katzenmusik einer von Gott verlassenen Welt! —

Der Regensburger Madeleine ist die Berlinerin „Lottka“ (1869) an die Seite zu stellen. Lottka ist die schöne, auf Ehre und Zucht haltende Tochter einer liederlichen Mutter. Sie wird als Aufwärterin einer Conditorei mit einem Studenten bekannt, trennt sich aber von ihm, weil er aus braver Familie und sie die Tochter einer Verlornen ist. Am Abend vor Weihnachten treffen sich beide, sie will aber wiederum nichts von einer dauernden Verbindung und der Auswanderung nach Amerika wissen. Ihren letzten Thaler hat sie zu Geschenken an arme Kinder auf dem Weihnachtsmarkt verwandt. Obdachlos geht sie

mit dem Studenten auf dessen Zimmer, schenkt sich ihm und vergiftet sich am Christtag.

Ich kann auch diese Novelle nur für psychologisch schlecht motiviert halten. Es ist anzunehmen, daß sich Lottka an der Verbindung mit dem Studenten wie an einem Strohhalm beim Ertrinken halten und daß sie mit Freuden die Gelegenheit benutzen mußte, dem Wohnort ihrer liederlichen, sie fortwährend kompromittierenden Mutter zu entfliehen und mit dem Heißgeliebten nach Amerika zu gehen. Amerika ist immer noch besser, als das unbekannte Land, „von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt". Zu Gunsten des Künstlers Heyse muß freilich angeführt werden, daß der Tod stets in energischer Weise eine Novelle abschließt. Auch in der Novelle „Lottka" ist der Tod ein Definitivum, dem der Dichter aus künstlerischen Rücksichten den Vorzug vor dem Provisorium „Amerika" gegeben hat.

Denselben Fehler in der Motivierung hat die Novelle „Die Tochter der Excellenz" (1877). Die den Adel ablegende, aber sich noch „Excellenz" nennende Witwe des Ministers von Weber vergiftet sich, um der Schuldhaft zu entgehen. Ihre Tochter hat sich vorher mit einem jungen Grafen verlobt, sich diesem auch sofort verschenkt. Der Graf erbt ein Majorat und will die Geliebte heiraten, sie entflieht aber, um nach Jahren in London als Gouvernante zu sterben. Warum die

Tochter der Excellenz in die weite Welt gegangen ist, darüber wird dem Leser nichts verraten. Er kann sich selbst ausrechnen, wie ein Mädchen dazu kommt, dem ihr gebotenen Glück, dem Ziele ihres Verlangens, ihrer Sehnsucht zu entfliehen. Der gewöhnliche Sterbliche steht in solchen Fällen am Ende einer Novelle ratlos da. Der einzige Trost für ihn ist, sich zu sagen:

Phantasie, das ungeheure Riesenweib,
Saß zu Berg,
Hatte stehen neben sich zum Zeitvertreib
Witz, den Zwerg.
Der Verstand
Seitwärts stand.

Zu der Novelle „Beatrice" (1867) gibt Heyse eine Einleitung, in welcher behauptet wird, daß Temperament, Natur und Kultur der Romanen so streng an das Konventionelle gebunden seien, „daß die eigentlichsten tragischen Probleme, die alle auf der Selbstherrlichkeit des Individuums beruhten, ihnen kaum verständlich würden" u. s. w. Mit dieser Selbstherrlichkeit wird, wie Heyse ausdrücklich einräumt, die ganze Weltordnung zu Gunsten eines unbegrenzten Individualismus aufgelöst und es wird nur dem wahrer Wert für die Poesie zuerkannt, was sich außer das Gesetz stellt. Daran hängt der Novellist aber folgende Grundsätze: „Der Dichter und die, die ihn verstehen, wird sich das Recht nicht verkümmern lassen, sich der hohen Erscheinungen zu erfreuen, für welche die üblichen

Zollstöcke der Moral nicht passen wollen. Und wer das unsittlich schilt, was bei unsern traurigen mangelhaften bürgerlichen Einrichtungen starken und freien Menschen als eine heilige Notwehr übrig bleibt, für den ist Schönes nie geschaffen worden, und vom Guten kennt er nur das Nützliche." Sehen wir nach dieser Einleitung zu, welche hohe Erscheinung sich an die spießbürgerliche, durch langweilige Staatsgesetze geschützte Moral nicht kehrt, welche Schönheit die „starke und freie" Beatrice uns erschließt, die in ihrem „Gefühl und Handeln auf sich (teilweise auch auf andern) beruhte" und ihrem „Dämon" (teilweise auch noch anderen Leuten) gehorchte.

Beatrice und Amadeo haben durch den Funken eines Blickes ihre Herzen in Flammen gesetzt. Die Verlobung wird nach längerer Beanstandung des protestantischen Bräutigams von Beatricens Vater gutgeheißen. Vor der Hochzeit muß Amadeo auf einige Zeit nach Genf, seiner Vaterstadt. In der Zwischenzeit machen sich kirchliche Einflüsse in dem Maße geltend, daß die Braut einwilligt, dem ihr zur Ehe bestimmten römisch-katholischen Vetter ihre Hand zu geben. Nach vollzogener Trauung weiß sie sich von dem ungeliebten Gemahl loszumachen und sich in der folgenden Nacht dem Amadeo zu schenken. Da diese Teilung auf die Dauer nicht durchgeführt werden kann, so fliehen die Ehebrecher. Der novellistische Schlußmacher Tod beteiligt sich an der Flucht, er vergreift sich aber

und statt Amadeos fällt Beatrice unter den Händen gedungener landesüblicher Mörder.

Ich frage: Kann diese feige, meineidige, heuchlerische Beatrice eine hohe, starke, freie Erscheinung genannt werden? Ist Meineid und Ehebruch berechtigte Notwehr? Ist Beatrice nicht vielmehr darum eine Thörin ersten Ranges zu nennen, weil sie der verhaßten Verbindung mit dem Vetter nicht rechtzeitig durch die Flucht sich entzogen hat? Welcher Sophismus — und der ist nie etwas großes — liegt in Beatricens Klage: warum zwingen uns die Menschen „vor dem Angesicht Gottes zu Lüge und Meineid, daß wir Ja mit den Lippen sagen, wenn unser Herz Nein ruft". Welcher Selbstbetrug — und der ist auch nie etwas großes — liegt in den Worten Beatricens: „ich bin nun einmal unfähig Lüge und Halbheit zu ertragen," nachdem sie vorher am Altar gelogen und das Weib des Ungeliebten nur halb geworden ist. Es gilt auch von dieser Heyseschen Novelle: Viel Geschrei und wenig Wolle.

Am krassesten wird Heyses Vorliebe für sich verschenkende Weiber in der Novelle „Die Stickerin von Treviso" (1868) zur Geltung gebracht. Giovanna la Bionda, einunddreißigjährig wie Julie „Im Paradiese" und jedenfalls ebenso schön als diese, hat das prachtvolle Banner gestickt, welches Treviso seinem Befreier Attilio Buonfigli, der mit einer Tochter des verfeindet gewesenen Vicenza verlobt ist, als Ehrengeschenk überreicht. Attilio

und Giovanna sehen sich zum erstenmale bei dem Einzug der Sieger und erglühen für einander in heftiger Leidenschaft. Die Verlobung weist Giovanna aus politischen Gründen zurück, aber vor der Hochzeit der Dame aus Vicenza bringt sie aus freien Stücken ihre jungfräuliche Ehre, über die sie frei verfügt, dem Attilio zum Opfer. Eine in der Novelle figurierende Dame will diesen außerordentlichen Fall nicht als Muster und Vorbild aufstellen: andere Zeiten, andere Sitten, leidenschaftliche Hingabe, die nicht auf ewige Treue rechne, sei gegen das Gefühl, doch söhne das tragische Ende mit dem befremdlichen Ausgang aus. — Auch hier herrscht die schönste Confusion. Die Sittlichkeit wird kurzer Hand mit der Sitte verwechselt, der Tod, das Loos Aller, soll die Sünde der Giovanna versöhnen. Als ob Giovannas Tod ein Verdienst wäre, das ihrer Preisgabe gegenüber in Aufrechnung käme! Aber das ist so die gemeinübliche Vorstellung, daß Verfehlungen, Sünden, Verbrechen durch edle und tugendhafte Thaten ausgeglichen werden. Als ob eine falsche Subtraktion durch eine richtige Addition beseitigt werden könnte.

Heiße italienische Luft weht auch in der nach Deutschland verlegten, von der Reclamschen Universalbibliothek als Nr. 1000 verherrlichten Novelle „Zwei Gefangene“ (1876). Der Titel ist gesucht. Ein römisch-katholischer Priester und eine Lehrerin lernen sich während der Vorstellung von „Kabale und Liebe“ in dem Theater einer

ihnen fremden Stadt kennen. Er sagt zu ihr, daß sie sich in der Nähe eines solchen Freiheitsdichters wie Gefangene vorkämen. Seinen Beruf vergleicht er mit einer Gefängniszelle. Nach der Vorstellung entpuppt sich der canonicus als ein irregularis, denn er schlägt der Clara vor, noch in derselben Nacht mit ihm in die weite, weite Welt zu gehen. Erst weigert sich Clara, dann folgt sie dem Priester Josef bis Homburg. Da sie in dieser Stadt bemerkt, daß ihr Freund auch für die Reize anderer Weiber Augen hat, so will sie sich nach achttägiger wilder Ehe von ihm trennen und von dem Vorhaben, mit ihm nach Amerika auszuwandern, zurücktreten. Doch bestimmt er sie, mit ihm zu Schiff zu gehen. In der ersten Nacht stürzt sie sich, um ihm alle Freiheit zurückzugeben, über Bord. — Man fragt sich vergeblich, wie kommt die nicht sonderlich leidenschaftliche Lehrerin zu diesem Schritt? Ist sie doch über die Naturgesetze so gut unterrichtet, daß sie es wie Sonnenbrand und Regennässe als ein Naturgesetz ruhig hinnimmt, wenn irgend ein weibliches Wesen auf den irregularis Eindruck macht. Warum sich als eine wissenschaftlich gebildete Lehrerin um eines Naturgesetzes, wie Sonnenschein und Regen, willen in einem Augenblick das Leben nehmen, wo weder Sonne noch Regen unerträglich geworden ist?

Eine der letzten Heyseschen Novellen „Himmlische und irdische Liebe“ (1885) ist nichts anderes als eine ganz ordinäre Ehebruchsgeschichte. Die

gebildete antichristliche Welt in Deutschland macht sich nach David Friedrich Strauß ihre eigne Religion zurecht. Sophokles, Aeschylus, Dante sind angeblich die Quellen, aus denen „der neue Glaube“ geschöpft wird. Ich sage angeblich, denn in Wirklichkeit hält man sich an viel geringere, leichter zu verstehende Geister. Aber für den Bildungsschwindel sind jene drei Namen nicht zu entbehren. — Der Geschichtsprofessor Chlodwig war eine „rein und groß zugeschnittene Natur“, „hochherzig“ und unfähig sich hinzugeben, wo das Herz nicht im Spiel war. Da er mit seiner geistreichen, marmorschönen und marmorkalten Frau ein langweiliges Leben führt, so kann es nicht befremden, daß „die reine Natur“ Chlodwigs eines Tages von einer schöngewachsenen, freundlichblickenden Aufwärterin so entzückt ist, daß er sie bei der ersten Gelegenheit auf den Mund küßt. Dies duldet die Traud gern, obschon sie ein „braves Mädchen“ ist, das etwas auf sich hält. Ein zweites Zusammensein weiß die sittsame, im Umgange mit der Männerwelt höchst wählerische Traud in der Weise herbeizuführen, daß sie dem ihr auf der Straße begegnenden Professor von dem Kinde einer mit ihr auf einem Gange wohnenden Frau erzählt. Dieses Kind muß der kinderlose, kinderliebende Professor, der wahrscheinlich noch nicht viel Kinder in seinem Leben gesehen hat, durchaus in ihrer Wohnung sehen. In ihrer Schlafkammer erzählt Traud dann dem Professor, nachdem sie erst überflüssiger

Weise etwas rot geworden, sofort aber, wie zum Ausgleich, treuherzig gelächelt hatte, sie habe von ihrem im französischen Krieg gefallenen Bräutigam ein Kind gehabt. Dies irrt „die reine Natur“ Chlodwigs nicht im mindesten, im Gegenteil, er will der Traud die Hand küssen, ein Unternehmen, das sie veranlaßt sich höchst tugendsam zu benehmen. „Was thun Sie? rief sie über und über erglühend und trat einen Schritt zurück. Wollen Sie Ihren Spott mit mir treiben?“ — Die dritte Begegnung wird dadurch ermöglicht, daß Chlodwig zufällig in ihre Wohnung kommt, woselbst ihn Traud zufällig mit Sehnsucht erwartet und ihm sagt: „Ich wußte auch, daß es dich zu mir ziehen würde. Komm! Ich kann nicht leben ohne dich!“ Nach vollzogenem Ehebruch steht dem Professor diese Person „an echtem Weibesadel“ über seiner Frau. Diese kommt nach und nach hinter die Untreue Chlodwigs. Sie setzt ihm den Sachverhalt klar und deutlich auseinander und da sie auf Scheidung, auch auf Trennung nicht eingeht, so schießt sich der Professor tot. An der Leiche erklärt Traud, was Chlodwig gewollt sei immer das Rechte gewesen. Um mit aller Gewalt noch eine Art Versöhnung zu Stande zu bringen läßt Heyse die anfangs heftig zürnende Witwe das Haar des Nebenweibes und das Kebsweib die Hand der „gnädigen Frau“ küssen.

Der Titel dieser Novelle ist einer von den Namen des bekannten Tizianischen Bildes. Nach Heyse ist die

Liebe zwischen dem Professor Chlodwig und seiner Frau, der Professorentochter, eine irdische, Rücksichten nehmende, Schranken anerkennende Liebe, während die Liebe zwischen dem Ehebrecher und der Gefallenen eine himmlische, alles hingebende, schrankenlose Liebe ist. Chlodwig selbst ist es, der das berühmte, in einer Kopie das Wohnzimmer seiner Frau schmückende Bild den Philoktet (!) lesenden Freundinnen seiner Gattin genau erklärt. „Die einzige Liebe, die des Namens würdig ist, gibt Alles hin, was sie hat, ganz ohne falsche Scham oder ängstliche Zurückhaltung. — — Komm, Schwester! scheint sie (zu dem bekleideten Weibe) zu sagen. Thu es mir nach! Was kümmert dich die Welt mit ihren engen Begriffen von Zucht und Sitte? Nur wer sie verachtet, kann das Himmelreich der wahren heiligen Liebe schauen." — Für diese „Schandnovelle" hat das „Berliner Tageblatt" in seiner Montagsbeilage „Zeitgeist" in der Art Reklame zu machen gesucht, daß es folgende Notiz veröffentlichte: „Im „Anzeiger für theologische Schriften", der in Mecklenburg erscheint, stand vor einiger Zeit im Verzeichnis kirchlicher Werke unter anderem zu lesen: »Himmlische und irdische Liebe von Paul Heyse.« Welche Ehre für das „Deutsche Montags-Blatt", welches bekanntlich jene Novelle des großen Erzählers zuerst in seinen Spalten veröffentlicht hatte!"

Jener Anzeiger existiert nun gar nicht, die ganze Geschichte ist also erlogen. Zu welchem Zweck? Das hat

sich wahrscheinlich der Lügner selbst nicht recht klar gemacht. Daß die christlichen Kreise hinters Licht geführt werden sollten, ist doch kaum anzunehmen, denn in diesen Kreisen gilt der Name Paul Heyse genau so viel als D. F. Strauß und dergleichen Irrlichter.

Höchst unerfreulich ist die im neuesten Novellenband an letzter Stelle stehende Novelle „Auf Tod und Leben“ (1885). Der Hauptmann Rüdiger, seit sieben Jahren Witwer, verliebt sich während einer „Sommerfrische“ in die schöne junge Lucile von Berningen. Sie erwidert diese Liebe. Soweit ist die Sache offenbar recht erfreulich. Plötzlich beschließt Rüdiger abzureisen. Er schreibt jener einen langen Abschiedsbrief, in dem er ein nicht zu entschleierndes Geheimnis als den Grund seines Weggehens angibt. Nun wird die weibliche Neugierde rege. Lucile weiß eine nochmalige Begegnung herbeizuführen. Auf einsamem Gang in die Berge teilt ihr der Hauptmann mit, daß er seine an schmerzvoller unheilbarer Krankheit leidende Frau auf ihr Verlangen getötet habe. Er hat dabei nur dem Gebote der höchsten Liebe gehorcht, fühlt aber nebenher, daß er Schicksals-Werkzeug bei so verhängnisvoller That gewesen ist. Seit sieben Jahren hat ihm, trotz dieser werkzeuglichen Stellung, sein Gewissen keine Ruhe gelassen, aber trotz der Unruhe seines Gewissens hat er die That nie bereut und trotz nichtvorhandener Reue glaubt er, daß es eine Art Bußleistung für ihn sei,

nicht mehr zu heiraten. Wir erkennen hier Paul Heyse, den großen Psychologen, auf völlig neuen Bahnen der Wissenschaft. Handelt es sich doch um den psychologischen Rattenkönig einer That, aus Liebe und vom Schicksal aufgenötigt, wider das Gewissen, aber ohne Reue, jedoch mit dem Bedürfnis nach Buße begleitet. — Lucile ist dem Rüdiger in diesen Fragen „tausend Schritt voraus". Sie findet in der Beihülfe zum Selbstmord nur ein Stück erwünschten Fortschrittes: Freunde und Gatten werden in kommenden Zeiten so aufgeklärt sein, die Verantwortung für solche Liebesdienste zu übernehmen. Wem gegenüber? — — Das Bedenken Rüdigers im Punkte der zweiten Ehe ist von Lucile glücklich beseitigt. Aber er hat noch ein anderes Bedenken. Er ist unritterlicher Weise und bei zu viel Rücksichtnahme für sein Kind nicht mit der unglücklichen Mutter gestorben. Der Selbstmord ist bei Heyse lediglich Verzicht aufs Leben. Es fällt ihm nicht einmal ein, den Selbstmord (Georg Brandes würde sagen den sogenannten Selbstmord) den an den Ueberlieferungen aus christlicher Zeit noch einigermaßen hängenden Lesern gegenüber zu rechtfertigen. So gut die Leute an einem Schlagfluß sterben können, ebenso gut können sie durch einen Pistolenschuß, durch einen Sprung in's Wasser u. s. w. den Tod finden. Mit vollendeter, an Heine erinnernder Frivolität hat er in den „Sprüchen" seine Meinung über den Selbstmord in die Verse zusammengefaßt:

Es ist ein Trost in mancher Not,
Zu denken, das lumpige Leben
Sei ein Kontrakt mit dem lieben Gott,
Einseitig aufzuheben.

Der Hauptmann Rüdiger scheint freilich nicht ganz so klar über den Selbstmord unterrichtet gewesen zu sein. Sein ganzes Verhalten berechtigt mich überdies zu der Frage: Hat uns Heyse aus der Lebensgeschichte des Hauptmanns nicht ein wichtiges Kapitel unterschlagen? Ist Rüdiger nicht eine Reihe von Jahren in der Behandlung von Irrenärzten gewesen? Haben die ihn nicht von combinierten geistigen Störungen, die in dem neuen Glauben und in der neuen Moral ihren Grund haben, zu befreien gesucht? Jedenfalls ist er ungeheilt entlassen worden. Was aber kein Verstand der verständigen Irrenärzte sieht, das übet nicht gerade in Einfalt, aber doch mit Verschlagenheit, nicht gerade ein kindlich Gemüt, aber doch eine einen Mann kapernde Dame. Auch das zweite Bedenken wird gehoben: Lucile spricht den Hauptmann im Namen des weiblichen Geschlechts von der Sünde der Unritterlichkeit und von der Sünde der Fürsorge für sein Kind frei, ledig und los. „Auf Tod und Leben" heißt die Novelle. Die erste Hälfte, der Tod, ist glücklich beseitigt, nun kommt das Leben. Auf dem Rückwege aus den Bergen simuliert Lucile einen vertretenen Fuß, sie bleibt *in* einem Heustadel, der Hauptmann *vor* demselben

über Nacht. Aber der Begehrte nimmt nochmals Abschied, geht wirklich einige Schritte weg, kehrt aber zurück, weil er die Unterhaltung von zwei Damen mitangehört hat, welche das nächtliche Ausbleiben Luciles und ihre Rückkehr mit dem Courmacher in der am nächsten liegenden, in einer Heyseschen Novelle zu den Allnächtlichkeiten gehörenden Weise interpretieren. Der Hauptmann rettet den guten Ruf Luciles, indem er sich mit ihr verlobt. Und diese Lucile erklärt ganz offen: „Denken Sie nur, ich wünschte man möchte uns aufsuchen, und so unter demselben Dach finden." — Paul Heyse aber soll „der vergötterte Lieblingsdichter der jungen Mädchen" sein. Ob oder in welchem Maße das richtig ist, kann ich nicht beurteilen. Ist es richtig, dann würde darin ein in hohem Grad bedenkliches Anzeichen unseres nationalen Niederganges liegen, denn Keuschheit, Jungfräulichkeit und Zucht waren seit Tacitus Zeiten die Tugenden der deutschen Frauen. Von diesen Tugenden aber haben die Weiber Heyses nicht viel geerbt. Wenn Heyse Töchter hat, wird die Frage erlaubt sein: Hat der Dichter seine Novellen den Töchtern zur Lektüre überlassen? Wenn nicht, warum hat er tausenden von deutschen Töchtern seine unsittlichen Dichtungen nicht vorenthalten?

Wer kann sagen, welche Einbuße die Frauenwelt an ihrer sittlichen Kraft durch die Lektüre der Heyseschen Novellen erleidet! Die Männerwelt wird dadurch weniger

gefährdet, denn sie liest an sich in viel geringerem Maße Unterhaltungsschriften und die lesenden Männer sind nicht so von P. Heyse entzückt, als die lesenden Frauen. Wie Goethe ein Weiber-Mann genannt worden ist, so muß auch Heysen die rechte männliche Kraft und Strenge abgesprochen werden. Fürst Bismarck hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er von Heyses Novellen gesagt hat, sie seien nicht für Männer geschrieben. Ich kann mir ganz gut denken, daß, wie Goethe bis in sein Greisenalter vom Ewig-Weiblichen herabgezogen worden ist in die niedere Erdensphäre, so auch Heyse noch als ganz alter Mann ein Vergnügen daran finden wird, immer wieder neue Liebesgeschichten zu konstruieren.

Man ist geneigt, die Troubadour-Novellen des Dichters weniger streng zu beurteilen, nicht hinsichtlich des Stoffes, denn der ist in denselben fast ausnahmslos bedenklich, sondern in Hinsicht auf den Novellisten selbst. Er fand in den Dichtungen der Troubadours die Beantwortungen von allerlei „häkligen Thesen aus dem Bereiche der Erotik“ und da das Sonderbare, Einzigartige, Aparte das Lieblingsfeld Heyses ausmacht, so war es natürlich, daß er sich in der Rechtsprechung der Minnehöfe umsah, um daraus Anregungen für neue Novellen zu empfangen. Heyse hat meines Wissens sechs Troubadour-Novellen geschrieben; dieselben fallen in die Jahre 1880 und 1881.

„Der lahme Engel“ war der ehrenvolle Beiname der Vizgräfin Beatrix von Beziers, die als Braut Peters von Aragon das Unglück hatte vom Pferd zu stürzen, lahm zu werden und in Folge davon den Bräutigam zu verlieren. Sie lebte nach wie vor auf ihres Bruders Burg und diente den Kranken und Leidenden als „Aerztin“. Ihr Knappe Ugonet Brunet, eines fahrenden Weibes Sohn, verliebt sich in die zwanzig Jahre ältere Herrin und sie erwidert seine Liebe. Was soll daraus werden? Beatrix bewirkt, daß ihr Bruder den Knappen, der die größten dichterischen Anlagen hat, zu dem Grafen von Foix, einem der hervorragendsten Troubadours, schickt. Endlich kam der Tag für das Wiedersehen der immer noch in Beziers weilenden Beschützerin seiner Jugend, aber die alte Geliebte hatte zu viel von dem geheimnisvollen Trank getrunken, der ihr die Jugend wieder geben sollte und ihr den Tod gab.

Minder harmlos ist „Die Rache der Vizgräfin“. Im Gegensatz zu den Frauen ihrer Zeit ist die Vizgräfin eine ernstgesinnte Dame, doch bezaubert ein vornehmer Troubadour die Strenge in dem Maße, daß sie ihm sich hingeben will, wenn ihr Gemahl sie förmlich von der ehelichen Treue entbindet. Wider Erwarten weiß der Troubadour diese Einwilligung von dem von jeher für das fahrende Sängertum schwärmenden Vizgrafen zu erlangen. Nun schwören sich beide ewige Lieb und Treu,

die Vizgräfin aber bedingt sich ein Probejahr der Treue aus. Kurz vor dem Ablauf dieses Jahres läßt sich der Troubadour von einer reizenden Witwe verführen. Die betrogene Vizgräfin hört davon und beschließt sich zu rächen. Auf einer Wallfahrt will sie in des Troubadours Schloß herbergen und ihr Versprechen erfüllen. Vor der verabredeten Stunde aber ergibt sie sich dem Liebesboten des Schloßherrn und dieser Bote weigert sich dem Troubadour den Riegel zurückzuschieben. Am nächsten Tage schneidet sie ihr Haar ab, schickt es dem Treulosen und geht ins Kloster. Wie in der französischen Komödie und dem französischen Roman unserer Tage wird in dieser Geschichte aus alter Zeit ein förmliches Spiel getrieben mit der ehelichen Treue.

„Die Dichterin von Carcassone" war die Tochter eines armen Schwertfegers. Sie wird die Frau eines Troubadours, der von den vornehmen Damen vielfach getäuscht worden ist. Seinem Vorhaben, der Singerei zu entsagen, bleibt er einige Jahre treu, dann verläßt er Weib und Kind, um einer gefallsüchtigen, ihn jedoch aufs neue täuschenden Witwe den Hof zu machen. Er kehrt nach Haus zurück und übertäubt sein Gewissen mit rohen Vorwürfen gegen seine Gemahlin, welche die Burg verläßt. Nun überfällt ihn die Reue. Er irrt umher, gerät in ein Kloster, beteiligt sich am Albigenser Krieg gegen Rom, wird gefangen und durch seine sangeskundige treue

Frau befreit, mit der er versöhnt den Rest seines Daseins verlebt. „Es war zu jener Zeit nichts seltenes, daß ein Troubadour im Geheimen eine unhöfische Verbindung schloß, die ihm zwar nicht vor Gott, aber vor den Menschen völlige Freiheit ließ, standesgemäße Abenteuer zu suchen und um Frauengunst zu werben."

Daß das fahrende Sängertum eine geistige Epidemie war, ersieht man aus der Novelle „Der Mönch von Montaudon", denn dieser Mönch war Prior eines Klosters, der mit des Abtes Genehmigung als Troubadour umherzog und die Gaben für seine Lieder dem armen Kloster zuwandte. Ein Kampf, den er gegen das Schminken der Frauen unternahm, sollte ihn auf seinen Fahrten teuer zu stehen kommen. Eine vornehme Dame beichtet bei ihm und bringt es dahin, daß sich der Beichtiger in sie verliebt und im Ernste glühende Liebeslieder an sie richtet. Zuletzt kommt er in ihr Schloß. Er läßt sich bestimmen, als Ritter verkleidet, mit der Herrin des Schlosses ein nächtliches Stelldichein zu haben, wird dabei von dem in die Sache eingeweihten Schloßherrn betreten, jedoch zur Milderung seiner Strafe als sein eigener Bruder behandelt. Von da an hat er es unterlassen, den Troubadour zu spielen.

Die beste, weil reinste von allen Heyseschen Troubadournovellen führt den Titel „Der verkaufte Gesang". Zwei Brüder verlassen nach des Vaters Tod

die Burg, um als fahrende Sänger durchs Land zu ziehen. Nach Jahr und Tag kommen sie auf die väterliche Burg zurück, und da sie entdecken, daß ein untreuer Diener das väterliche Erbe gänzlich verwahrlost hat, so losten sie, wer Troubadour bleiben und wer Burgherr werden muß. Der Aeltere bleibt Troubadour, macht aber üble Erfahrungen, weil er nur eine äußerst geringe dichterische Begabung besitzt. Währenddessen langweilt sich der Jüngere, ein begabter Dichter, zu Hause von Tag zu Tag. Bei einem Gang ins Freie lernt er eine junge Schäferin kennen, die seine Liebeswerbung jedoch abweist. Zuletzt will er die Tochter eines benachbarten Burgherrn zur Frau nehmen; da er aber merkt, daß diese den älteren Bruder lieber hat, so kauft er diesem den Gesang ab, überläßt ihm die Burg und nimmt das Hirtenmädchen zur Frau.

An die Nachbarschaft Spaniens erinnert die Novelle „Ehre über Alles“. Eines Troubadours heißgeliebtes junges Weib wird ihm während längerer Abwesenheit von Hause untreu und verläßt die Burg. Nach langer Zeit begegnet der betrogene Gatte der von ihrem Liebhaber im Stich gelassenen Frau. Diese bietet alles auf, ihn zu versöhnen. Der Troubadour kämpft einen schweren Kampf, denn die Liebe zu der Ungetreuen ist unauslöschlich, aber „die Ehre über Alles“. Mit dem Weibe, das öffentlichen Schimpf auf sich geladen, darf er nicht mehr zusammensein. Darum

erwürgt er die schöne junge Frau; er selbst verschmachtet an ihrem Grabe, wohl wissend, daß er um der Ehre willen sein ewiges Heil verscherzt hat. Spanische Romantik! In dieser Gattung läßt man sich das Unglaublichste gefallen, darum auch das, was in der Novelle „Geoffroy und Garcinde“ (1871) geboten wird. Garcindens Vater hatte der Trunksucht alles geopfert. Zuletzt verspielt er die Hand seiner Tochter an einen Wüstling. Dagegen sträubt sich der jungfräuliche Sinn Garcindens und die Liebe zu ihrem Vetter Geoffroy, welcher der Sohn ihrer Tante und eines fahrenden Sängers ist. Zuletzt vermählen sich die beiden, aber am Tage nach der Hochzeit erdolcht sich Garcinde, damit ihr Vater sein Wort halten und ihre, obschon tote Hand dem ihr bestimmt gewesenen Manne geben kann. Eine grammatische Interpretation, welche an Stelle der logischen auf keinen Leser einen besonderen Eindruck machen wird Ohne Zweifel ist diese Novelle einer alten Erzählung nachgebildet. Dem Boccaccio nacherzählt ist „Die Braut von Cypern“ (1856), eine Novelle in Versen. „Es ist keine Umdichtung, sondern eine Neudichtung, die sich darin gefällt, einzelne Szenen poetischer auszumalen, die Handlung mit üppigem Reimschmuck auszustaffieren und mit geistreichen Salonplaudereien zu durchwirken. Jede Naivetät der Erzählung geht natürlich bei dieser Behandlungsweise verloren, wenn auch die Anmut poetischer Schilderung und

die Arabesken feinsinniger Laune zu freier Bewärung Raum gewinnen" (R. v. Gottschall). Adolf Stern nennt diese Novelle ein poetisches Spiel, das keinen tieferen Anteil erwecke. Sie teilt folglich das Loos der beiden vorher genannten Novellen in Prosa. Voll abenteuerlicher, selbst Liebesränke nicht verschmähender Romantik ist „Das Mädchen von Treppi" (1855). In der Gebirgsmühle des einsamen Grenzortes Treppi hatte vor sieben Jahren der politisch verfolgte Advokat Filippo Mannini die junge Fenice gesehen und ihr in überwallender Weise seine Liebe gestanden. Bei zufälliger Wiederkehr hat sie ihn wiedererkannt und ihn beim Wort gehalten. Filippo sucht sich loszumachen, hört aber von Fenice das entschiedene Wort, daß er ihr Mann werden müsse. Die standhaft Liebende weiß den Geliebten gegen die ihn bedrängenden Feinde glücklich zu verteidigen. Das bringt den Umschlag in Filippo hervor. Er ist glücklich, in dem tapferen Mädchen seine Gattin zu finden.

Wilde italienische Leidenschaft durchzieht die Novelle „Die Einsamen" (1857). Tommaso war in sündlicher Liebe zu Lucia, dem Weibe eines Wirtes, entbrannt. Sein treuer Freund Nino warnt ihn vor dieser Leidenschaft. Aber die Lust zu der verführerischen Wirtin paart sich mit der Mordgier: Tommaso trug die Schuld, daß Nino bei einer Meerfahrt nicht aus den Wellen gerettet wurde. Als der Ertrinkende die letzte Hand aus dem

Wasser streckte, erblickte der treulose Freund am Finger Ninos einen silbernen Ring. Diesen Ring hatte Teresa, des Tommaso Schwester, dem Geliebten am Tage vorher gegeben. Um zu büßen, zieht Tommaso in eine einsame, verlassene Gegend. Aus dieser vermag ihn auch die inzwischen verwitwete Lucia nicht zu entführen: „Wenn wir am Altare stünden und Ihr strecktet mir Eure Hand mit dem Goldreif entgegen, das Haar würde mir aufstehen, meine Augen sich verwirren, Gold wie Silber, Luciens Hand wie Ninos scheinen, und Teufel mich aus der Kirche peitschen."

Im schärfsten Gegensatz zu der Witwe Lucia steht: „Die Witwe von Pisa" (1865). Mit dicken Farben aufgetragene Komik soll den Beweis liefern, daß Heyse nicht durchaus „Idealist" ist, der sich regelmäßig in seine Heldinnen bis zu einem gewissen Grade verliebt. Die ganze mit Unglaublichem von A bis Z vollgepropfte Geschichte wird einem in jeder Beziehung höchst freisinnigen Architekten in den Mund gelegt, der den an dicken Farbenauftrag erinnernden dienstlichen Auftrag erhalten hat, ein Jahr lang alle schiefen Türme Italiens zu untersuchen, um eine vergleichende Studie wegen eines zur Seite sich neigenden Gebäudes eines kleinen deutschen Fürsten zu Stande zu bringen.

Eine politische Novelle führt den Namen „Andrea Delfin" (1859). Der letzte Sproß eines edlen venetianischen

Geschlechtes unternimmt es im Jahre 1762 die Republik Venedig von der Tyrannei des Tribunals der drei Inquisitoren durch Meuchelmord zu befreien. Nach zwei gelungenen Mordthaten trifft er durch Verwechslung einen Freund und wird so in seinen eignen Augen aus einem Richter zu einem Mörder: „Ich habe mich der Gerechtigkeit angemaßt, die Gott sich vorbehalten, und Gott hat mich in meinen eignen Frevelwahn verstrickt und mich gerechtes Blut vergießen lassen. Das Opfer, das ich zu bringen dachte, ist verworfen worden. — — Ich gehe vor das Angesicht Gottes, des höchsten Richters, der auf seiner ewigen Wage meine Schuld und mein Leiden gerecht abwägen wird."

Der Inhalt dieser Novelle berührt sich mit dem Inhalt des vortrefflichen Romans „Ein Kampf ums Recht" von Karl Emil Franzos. Was in der Novelle beiläufig über das Eingreifen in die göttliche Gerechtigkeit erwähnt wird, ist in dem Roman der reich ausgeführte Gedanke eines zweibändigen Werkes. Der Schluß bei Heyse ist Selbstmord, diesen Schluß hätte der Held des Romans auch haben können, da er aber weiß, daß er mit dem Selbstmord aufs neue in die Gerechtigkeit Gottes eingreifen würde, überliefert er sich der Obrigkeit, um nach Gottes Recht und nach dem Strafgesetzbuch die Todesstrafe zu erleiden. Der Franzossche Roman hat es nur zu zwei Auflagen gebracht! Wie oft ist die

Heyſeſche Novelle aufs neue gedruckt worden! Die beſten Bücher werden am wenigſten geleſen. „Der Trompeter von Säkkingen“ iſt auch öfter gedruckt worden als der „Fauſt“. Damit kann ſich Franzos tröſten.

Spezifiſch italieniſchen Gepräges ſind die Novellen „Barbaroſſa“ (1869), „Die Kaiſerin von Spinetta“ (1875) und „Die Hexe vom Corſo“ (1880). Räuber und Banditen ſpielen in dieſen von dem Sirocco leidenſchaftlicher Geſchlechtsliebe durchwehten Geſchichten keine geringe Rolle.

Droben an der Grenze des Albaner- und Sabinergebirgs lebt in einer ärmlichen Hütte die ſchöne, ſtolze und unzugängliche Erminia. Bis zur Raſerei verliebt in ſie iſt Domenico Serone, von ſeinem Barte Barbaroſſa oder kurz il Roſſo genannt. Erminia ſchenkt ſeinen Bitten kein Gehör. Ein ſchöner Schwede aber, früher Kapitän, jetzt Maler, macht auf das ſtolze zurückhaltende Mädchen Eindruck. Um ſich mit ihr ehelich zu verbinden, entführt er ſie nach Rom. Durch einen lügenhaften Brief, der die Krankheit der Mutter Erminias meldet, läßt ſich die Braut des Schweden noch einmal nach der Heimat locken. Sie kehrt in die Berge zurück und wird von Roſſo ermordet. Dieſer flieht und wird Räuberhauptmann. Sein Vorhaben, auch den Schweden ums Leben zu bringen, gibt er in der Vigne des Malers

vor dem lebenswahren Bilde Erminias auf. Ja es kommt so weit, daß sich die früheren Nebenbuhler versöhnen. Nun wird Rosso von seinen eignen Leuten fast an derselben Stelle erstochen, wo Erminia starb.

„Die Hexe vom Corso“ ist eine bildschöne Römerin, die mit ihrer alten, übelbeleumdeten Mutter — der Vater war Cardinal — und einem im Ehebruch erzeugten Kinde in der heiligen Stadt lebt, einen neapolitanischen Marchese aus langjähriger Werbung entläßt und einen jungen Architekten aus Holstein, der unter ihrem Fenster von einem Banditen gestochen worden, erst zur Pflege und dann zum Uebergang der Krankenpflege in die Führung einer wilden Ehe bei sich aufnimmt. Gegen dieses unsittliche Verhältnis sträubt sich das, was dem jungen Holsteiner aus dem Vaterhause, einem Pfarrhause, als Erbteil geblieben ist. Nachdem er die Wohnung der Gemma verlassen hat, kehrt er noch einmal, um sich für immer von dem reizenden Weibe zu verabschieden, nach jener zurück. Hier findet er die Geliebte an derselben Stelle und mit demselben Dolche tötlich getroffen durch die Hand des eifersüchtigen Marchese, wo er selbst von dem Banditen verwundet worden war. Gemma, ein schönes, gutmütiges, halbfrommes Weib, ohne Koketterie, aber auch ohne geistiges Leben und ohne sittlichen Halt, ein Stück Natur, das „in seinen engen Schranken von unerschöpflichem Reiz“ war, hatte zum Manne einen

französischen Konsul, der sie im Stiche ließ, und an dessen Stelle sie ohne das geringste Bedenken einen jungen Kapitän der päpstlichen Gendarmen setzte. Von diesem war das Kind. Ihre letzten Worte erinnern den Leser einigermaßen an das letzte Begehren der Stiftsdame Heyses. Daß es sich der Verfasser nicht versagt hat, die Begegnung des Herrn Christus mit dem samaritischen Weibe am Brunnen spöttelnd zu commentieren, kann bei einem Propheten des D. F. Straußischen Glaubens nicht auffallen.

Gegen diese dem moralischen Haut-Goût Roms entsprechende Novelle sticht die italienische Dorfgeschichte „Die Kaiserin von Spinetta“ vorteilhaft ab. Pia, geboren am Tage der Schlacht von Marengo in dem nahe dabei liegenden Spinetta, ist als neugebornes Kind von dem vorüberziehenden Napoleone Buonaparte geküßt worden. Zu einem ebenso armen als sittsamen Mädchen herangewachsen hat sie sich mit Maino, einem armen Maurergesellen, heimlich verlobt. Die Hochzeit sollte mit herkömmlichem, aber streng verbotenem Pistolenschießen verherrlicht werden. Maino beteiligt sich an solchem Schießen, wird von einem Gendarm, seinem Nebenbuhler, verhaftet, verwundet dabei diesen seinen Feind, entflieht und widmet sich in den Bergen dem Räuberleben. Eines Nachts wagt er sich nach Spinetta, zwingt den Pfarrer die Trauung vorzunehmen und hat dabei, angetrunken wie er war, den abenteuerlichen Einfall,

sich und seine Frau von dem Geistlichen krönen zu lassen. Da sich der Pfarrer dessen weigert, nimmt der Räuber selbst die Krönung vor mit zwei den Heiligen-Bildern in der Kirche entnommenen Kronen. Darüber entsetzt sich aber Pias frommer Sinn dermaßen, daß sie, von Stund an geistesverwirrt, als Kaiserin von Spinetta ein langes, freudenloses Dasein verlebte.

In den zwölf Idyllen von Sorrent (1854) hat der Dichter eine selbst erlebte Novelle in einer an Goethes Elegien erinnernden Form seiner Braut Margareta Kugler erzählt. Die achtzehnjährige Nachbarstochter Mariuccia verliebt sich in den schönen deutschen Mann, schickt ihm einen Kuß, den der Beglückte jedoch nicht erwidert, fragt nach seiner Geliebten im Norden, kurz das Ganze ist ein Liebesgetändel, dem sich der Dichter als solcher hingibt, während er das gegebene Wort der Treue im Herzen des Mannes treu bewahrt. Dazu kommt, daß italienisches Leben, Italiens Himmel und Erde in unübertrefflicher Weise geschildert werden. Ebenso unübertrefflich und nicht an den „Altmeister" erinnernd sind die Verse Heyses. Wenn Gödecke die Bemerkung gemacht hat, daß des Dichters Braut doch nicht völlig gefeit gewesen sei gegen jeden Anflug von Eifersucht und mit dem von dem deutschen Poeten wegstipitzten Pantöffelchen der Mariuccia die gleichfalls in

Versen geschriebene Novelle „Die Furie“ in Verbindung bringt, in welcher einer Eifersüchtigen erzählt wird, wie eine verirrte junge Furie bei einem Schuhmacher sich Ersatz für eine verlorene Sandale beschaffen will und von der eifersüchtigen Geliebten des Schusters mit der Schlangengeisel in dem Augenblick verfolgt wird, da die anderen Furien, von der Spur der Genossin zu der Werkstatt des Sandalenverfertigers geführt, die wütende Geliebte mit sich fortreißen, was zur Folge hat, daß die zurückbleibende Furie des Schuhmachers Frau wird, so ist gegen die Verbindung dieses Schwanks mit der Eifersucht der Braut des Dichters von Julian Schmidt geltend gemacht worden, daß „Die Furie“ ein Jahr vor den Sorrenter Idyllen gedichtet worden ist.

Die Vielseitigkeit Heyses und seine Schranken treten vielleicht am stärksten in seiner Novelle „Thekla, ein Gedicht in neun Gesängen“ (1858) hervor. Man hat dieses Gedicht mit Lob förmlich überschüttet, namentlich von christlicher Seite aus. Ja von dieser Seite aus ist man so schwachmütig gewesen, erheblichen Tadel, der von Wahrheitswegen nachdrücklich geltend gemacht werden muß, in falschverstandener Toleranz zu unterdrücken. Als ob Heyse für die Christen durch seine Bearbeitung der Legende von der heiligen Thekla zu retten wäre! Schon der Umstand, daß Heyse einen Legendenstoff zur Novelle ummodelt, daß er die junge Heilige sich in ganz alltäglicher

Weise in den neuentdeckten „Apostel“ Tryphon verlieben läßt, muß den unbefangenen Leser stutzig machen. Heyse selbst steht aber dem von ihm in schwachen Umrissen geschilderten Riesenkampf von antikem Heidentum und dem eben in die Welt tretenden Christentum völlig kalt gegenüber. Seine Thekla ist so entstanden, wie sein Bildhauer Jansen die Heiligenbilder fabriziert, ohne irgend welche innerliche Beteiligung. Heyse will uns eine Märtyrerin schildern, welche in jedem Augenblick bereit ist, ihr Leben hinzugeben, um dahin zu gehen, wo man nicht mehr freit und sich freien läßt, und er läßt die ganz von heiligen Gedanken erfüllte Jungfrau in die lediglich irdische Welt der Geschlechtsliebe herabsinken. Dieses Herabsinken ist um so auffallender, als Thekla gerade durch die Predigtworte des „Apostels“ am stärksten erfaßt worden ist, welche die Jungfräulichkeit preisen. Nicht um Christi willen, um Tryphons willen in den Tod zu gehen frohlockt ihre Seele, und im Gefängnis denkt sie sehnsüchtig an den fernen Geliebten:

Noch umgibt sie der Glanz vom Abschiedsblicke des Freundes,
Noch umschwebt sie der Ton der kaum verklungenen Stimme,
Noch spricht jeglicher Stein von ihm; er weihte die Stätte.
War nicht dies sein Lager, darauf nun sinnend sie ausruht?
Steht nicht dort an der Mauer der Krug, aus dem er getrunken?
Und sie nimmt ihn und trinkt, und es dünkt ihr köstliche Labung,
Und von neuem ergreift sie die eiserne Fessel und preßt sie
Dicht an Lippen und Herz, wie ein Kleinod, das der Geliebte
Ihr beim Scheiden geschenkt daß treu sie des Fernen gedenke.

Glücklicherweise erwidert „der Apostel“ nicht Theklas Liebe. Es wäre auch über die Maßen abgeschmackt gewesen, die Legende lustig wie eine Komödie auslaufen zu lassen. —

Julian Schmidt hat darauf hingewiesen, daß Paul Heyse seinem Legendenstoff innerlich fremd gegenübersteht, daß er das Christentum der ersten Jahrhunderte gar nicht kennt: „Daß mich historischer Geist aus der Erzählung anweht, kann ich nicht sagen. Das Christentum, welches uns vorgeführt wird, ist à la Renan, obgleich das Gedicht vor Renan's „Leben Jesu“ geschrieben ist: man sieht eben, wie sehr diese Vorstellungen unserem Gedankenkreise entsprechen. Des christlichen Apostels Vorträge enthalten den reinsten Pantheismus, als ob er den Spinoza studiert hätte, und sein Verhalten zu Thekla entspricht ganz dem Verhalten von Renan's „Jesus zu den schönen Seelen von Galiläa“. Für mich hat diese Ansicht vom Christentum, das denn doch eine der ungeheuerlichsten Gewalten ist, welche die Geschichte kennt, etwas gar zu mädchenhaft Idyllisches. Eines sollte Paul Heyse in solchen Fällen vermeiden. Einem gläubigen Dichter ist es verstattet, Wunder zu erzählen, einem ungläubigen nicht, denn sie kommen bei ihm kindisch heraus.“ — Realitäten werden bei Heyse zu Schatten, Thatsachen zu Bildern. „Seine Dichtungen sind nur auf die gebrannte Erde aufgemalt und blicken nicht als naturwüchsige Kinder

der Flora in duftiger Fülle als Inhalt des anmutig geformten Gefäßes uns entgegen." (R. v. Gottschall.)

Die nach China verlegten Novellen „Die Brüder" (1852) und „König und Priester" (1856) können nicht den Anspruch erheben, ansprechend zu sein. Der Tod spielt in diesen versifizierten Erzählungen eine große Rolle, ebenso in der im Jugendalter der Guillotine spielenden Novelle „Urica" (1851). „Syritha" (1866) und „Das Feenkind" (1868) sind unbedeutend. Auch „Die Hochzeitsreise an den Walchensee" (1858) hat in hübschen Versen einen geringen Inhalt. In der Novelle „Schlechte Gesellschaft" (1865) bietet uns Heyse sehr leichte Waare, nicht ohne Frivolität. An letzterer ist auch „Der Salmander" (1865) nicht arm. Heyse selbst sagt von dieser Novelle in Versen: „Den Kindern der Welt eine Thorheit und den Frommen ein Aergernis." Er wird damit das Richtige getroffen haben. Daß die Kinder der Welt in der Novelle eine Thorheit finden, ergibt der Inhalt, welchen der Dichter selbst mit diesen Worten andeutet: „Ein müßiger Mensch, der einem gefährlich lockenden Abenteuer weder aus dem Wege gehen, noch, wenn er sich darauf eingelassen, es mit fröhlicher Sorglosigkeit genießen kann, wie tausend andere, sondern wie einem bösen Zauber verfallen, ein Raub dämonischer Leidenschaften, winselt und stöhnt, daß ihm das halbe nicht genüge, während er aus den qualvollen Halbheiten,

der übersinnliche sinnliche Freier, der er ist, sich nicht herauswinden kann.“ Salmander nennt sich eine von Liebesflammen umgebene, kaltherzige Dame, eine Nixennatur, die den Mann nicht wie ein warmliebendes Weib lieben kann:

Erst schien er lichterloh für sie zu brennen,
Nun möcht er ihr entfliehn; — sie gibt ihn frei —
Und dennoch scheints, sie wollen sich nicht trennen.
Trifft man noch viel so wunderliche Zwei,
Die sich nicht halten können und nicht lassen?
Man glaubt an Liebestrank und Hexerei.

An diese beiden Mittel wird man auch in den Freundschaftsnovellen Heyses erinnert, denn ohne geheime, dem Leser unbekannt bleibende Vehikel sind die ohne Ausnahme mißlungenen Freundschaftsnovellen nicht wohl zu verstehen. In der ersten „David und Jonathan“ (1882) ist der Titel der zweiten „Grenzen der Menschheit“ (1882) gleich im Anfang überschritten. Johann Jonathan, der isoliert lebende tüchtige Ingenieur, weiß nichts von Liebe und nichts von Freundschaft. Zuerst kommt er zur Freundschaft, und zwar dadurch, daß er einem an seinem Dichterberuf verzweifelnden Poeten, der ins Wasser gesprungen ist, das Leben rettet. Beide schließen innige Freundschaft. Dem David zu Liebe schafft Jonathan, der im Besitze eines an Homo „Im Paradiese“ erinnernden Hundes ist, dieses treue Tier ab. Dem David zu Liebe gewöhnt sich Jonathan das Tabakrauchen ab.

Bis dahin sind „die Grenzen der Menschheit“ noch nicht überschritten. Dies aber geschieht, als Jonathan dem nach längerer Abwesenheit zurückgekehrten Freunde die inzwischen ihm, dem redlichen, soliden Manne, verlobte Tochter seiner Wäscherin, ein schönes, in jeder Hinsicht vortreffliches Mädchen, das einen die Sinnlichkeit des Dichterlings weckenden Eindruck gemacht hat, aus übertriebenem, richtiger unwahrem Freundschaftsgefühl abtreten will. Selbstverständlich ist die Geliebte über die beabsichtigte Cession empört. Eine Verständigung des allzuverständigen Jonathan mit Gesine schlägt fehl. Dagegen wird das arme Mädchen von dem David mit Liebesversicherungen solange verfolgt, bis sie sich ihm ergibt. Das hält aber den leichtfertigen, charakterlosen Dramatiker nicht ab, die häßliche Tochter eines Millionärs zu heiraten und an die Stelle der Dichtkunst praktische Lebensweisheit treten zu lassen. Jetzt endlich fällt es dem braven Jonathan, der sich wie ein rechter Taps benimmt, wie Schuppen von den Augen. Er sagt sich von dem als Schuft erkannten Schwiegersohne des Millionärs los, macht sich mit dem Gedanken vertraut, sich wieder einen Hund und Varinasknaster anzuschaffen, und heiratet zuletzt die von ihm als „Witwe“ des David angesehene Tochter der Wäscherin. Die Freundschaft dieser in ihrer Lebensanschauung, im Gebiete der Moral weit auseinander gehenden jungen Männer ist als ein einigermaßen dauerndes Verhältnis psychologisch

unmotiviert. Ebenso unmotiviert ist das Aufgeben der Geliebten zu Gunsten des längst als Leichtfuß und Nichtsnutz erkannten „Freundes“. Dagegen hat H. Normann in seinen „Perlen der Weltlitteratur“, neben die äußerst zweifelhafte Perle des Wolffschen „Rattenfängers“ und neben die noch zweifelhaftere Perle der mit Darwinismus ausgestatteten Jordanschen „Nibelungen“, auch die Perle „David und Jonathan“ gereiht: „Die meisterhafte Erzählung einer alltäglichen (!) Lebensgeschichte, so einfach und treu dem wirklichen Leben nachgebildet, daß man jederzeit, wofern man offene Augen für Welt und Menschen hat, in seiner Umgebung ähnliche Charaktere und Situationen treffen könnte.“ — Wir erinnern uns, daß in der Novelle „Am Tiberufer“ ebenfalls die Abtretung der Geliebten geplant wird. Allein hier handelt es sich umgekehrt, um das Bestreben des Geretteten dem Lebensretter seinen Dank abzustatten und außerdem ist die betreffende Römerin nur eines der vielen Weiber, mit welchen der liederliche Bildhauer Bianchi schon zu thun gehabt hat.

Die „Grenzen der Menschheit“ betitelte Geschichte handelt von einem Zwerge und einem Riesen, die, isoliert lebend, sich finden und so zu sagen einen Ehebund schließen. Der Zwerg verliebt sich in eine junge Nachbarin und verliert sein Leben in Folge thatkräftiger Verteidigung der Geliebten gegen einen Angetrunkenen. Der Riese schleppt den eingesargten kleinen Freund fort und wird

nach einiger Zeit an einsamer Stelle tot neben dem Särglein gefunden. Neben manchen märchenhaften Dingen macht sich die moderne Wirklichkeit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in den gottlosen Reden des Riesen breit. Dieser ist nie in eine Schule gegangen, hat sich aber eine große philosophische Bibliothek gesammelt und sinnt auf dem Boden Feuerbachs dem Welträtsel nach. Was der Riese alles zusammen räsonniert, erinnert stark an Heyses philosophisch geschulte „Kinder der Welt". Der Riese sagt im Anfange der Freundschaft zu dem Zwerge: „Ausgestoßen von allen Tagesgeschöpfen! Dazu verdammt, angeglotzt, verhöhnt, von einem Schwarme Tagediebe verfolgt zu werden, oder in ewiger Einsamkeit herumzuschweifen wie ein Verbrecher, der das Licht zu scheuen hat! Eine tolle Laune der Natur, die ihr einmal im Rausch entschlüpft ist und deren armselige Verkörperung nun sehen mag, wie sie mit sich fertig wird! Und so immer herumschleichen, nutzlos und ziellos, und die Fäuste gegen den Sternhimmel ballen und fragen, wo der sogenannte milde Vater wohnt, der seinem allzusehr in die Länge und Breite geschossenen Sohn den Zugang zu allen Lebensfreuden versperrt hat, weil er überall die Thüren zu niedrig und die Krüge und Schüsseln zu klein gemacht hat. Ist Ihnen nicht tausendmal der Gedanke gekommen, wie denn Ihr Schicksal zu der gepriesenen Gerechtigkeit der Weltregierung stimmen möchte?" — Warum ballt der dumme

Goliath seine Riesenfäuste gegen den von ihm geleugneten Gott? Warum grübelt er nicht lieber nach über des Materialismus „ewige, unabänderliche Naturgesetze"?

„Die schwarze Jakobe" (1883) lehrt uns die sogenannte elementare Gewalt der wahren Freundschaft kennen. Eine vornehme Dame liebt leidenschaftlich ein Mädchen aus dem Volk und bleibt dieser Leidenschaft unterthan, trotzdem, daß die Freundin verwildert und den Weg der Schande einschlägt. Dem „dunkeln, unerforschlichen und unergründlichen Zuge der Natur" der Geschlechtsliebe wird die Freundesliebe ganz gleich gestellt, eine These, deren Verwirklichung H. Normann vielleicht ebenso oft erlebt hat als das Cedieren von Bräuten. — Ich finde es übrigens begreiflich, daß Heyse, nachdem er gegen hundert Liebesgeschichten geschrieben, es auch einmal mit der Freundschaft versuchen wollte, ob aber dieser Wechsel seinen geisteignen Leserinnen besonders gefallen hat, möchte ich bezweifeln. — Charakteristisch ist, daß „Die schwarze Jakobe" unter den vier Freundschaftsnovellen die einzige ist, welche nicht zwischen Männern besteht; wahrscheinlicher ist sie aber darum keineswegs.

In „Nino und Maso" (1883) ist mittelalterlicher, ins Fabelhafte hinüberragender Novellenstoff verarbeitet. Antonino und Tommaso, von früh an innig befreundet, entzweien sich zum erstenmale, als jener die ihm verlobte

Schwester des Freundes vernachlässigt und sich dem Zauber einer als Teufelin bezeichneten Witwe ergibt. Maso sucht vergeblich die Witwe zum Verlassen von Siena zu bestimmen, verfällt vielmehr ebenfalls ihrem Zauber, als er ihren plötzlich entblößten Nacken, ihre tadellos geformten Schultern und auf ihrer linken Brust ein Mal in der Form einer Vogelklaue erblickt. Nachts begegnen sich die entzweiten Freunde vor dem Hause der „Teufelin". Sie ringen in Wut und Empörung mit einander, kehren aber aus diesem Zustande, als der Dolch Ninos zu Boden fällt, a tempo zu neuer innigster Freundesliebe zurück: „Die feindselige Umstrickung hat sich urplötzlich in ein stürmisches Umfangen vier zärtlich verbundener Arme verwandelt." Sie losen, wer das böse Weib töten muß. Aber noch im Tode wirkte ihr Zauber. Der Mörder küßte das Blut von dem Busen weg, der genau an der Stelle und in der Form des Vogelklauen-Males von dem dreischneidigen Stahl durchbohrt war. An diesen schicksalstragödienmäßigen Mord schließt sich zur Sühne die gemeinsame Hinrichtung der beiden Freunde an.

Nicht alle Novellen Heyses lassen sich klassifizieren. Man müßte denn gerade die zwei Klassen Moralische Novellen und Unmoralische Novellen wählen und in der ersten Klasse alles unterbringen, was nicht zur zweiten gehört. Zu dieser Unterscheidung hat uns Heyse sogar

autorisiert, denn er hat 1869 vier eigne und eine aus dem Italienischen übersetzte Novelle — der Turm von Monza — unter dem Namen „Moralische Novellen“ herausgegeben und dieser Sammlung einen Brief an Frau Toutlemonde in Berlin als Einleitung beigefügt. In dieser Epistel teilt Paul Heyse mit, daß sein Buch „Novellen und Terzinen“ ihm die Beinamen: „Verführer der Jugend“, „unsittlicher Schriftsteller“ verschafft haben. Es sind drei Novellen, welche damit als unsittlich bezeichnet worden sind: „Auferstanden“, „Beatrice“, „Mutter und Kind“. Die beiden ersten sind oben besprochen. Die erste kann nur mit Unrecht eine unmoralische Novelle genannt werden, die zweite ist eine Novelle, in welcher Ehebruch und Meineid ausnahmsweise keine Sünden und kein Verbrechen sein sollen, und von der dritten „Mutter und Kind“ sagt der Verfasser, daß da ein Mädchen zu einem Kinde gekommen sei in dummer Gutmütigkeit ihrer unerfahrenen Jugend, eine Schuld, die oft mehr ein Unglück heißen könnte. — Das ist offenbare Beschönigung der Unsittlichkeit. Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Wenn aber Heyse daran die Frage hängt: „Wenn es dahin käme, daß ein Mädchen sich nicht entblödete, die Schuld und Buße auf sich zu nehmen und sich offen zu ihrem Kinde zu bekennen, wo bliebe da die Moral?“ so scheint er anzunehmen, daß diese „Buße“ wunderselten in der Welt vorkomme. Vielleicht hat Heyse dabei die

Welt im Großen mit dem Bruchteil der Bildungsmenschen, der höheren Stände verwechselt, denn außerhalb dieser Volksschichten versteht sich jenes Bekenntnis aus nahe liegenden Gründen ganz von selbst. Im Uebrigen ist jene Frage nur ironisch gemeint, denn der öffentlichen Moral wird ja gerade durch jenes Bekenntnis genügt. Der Inhalt von „Mutter und Kind“ ist aber der: Ein Mädchen bürgerlicher Abkunft wird von ihrem Verführer, einem Leutnant, verlassen. Nach Jahren lernt ein braver, verwitweter Förster die schöne Person und ihr Kind kennen und da er mit dem jüdischen Schriftsteller Georg Brandes in ihr lediglich ein sogenannt gefallenes Weib sieht, so wirbt er um ihre Hand. Das „stolze“ Mädchen weist den Freier ab, denn obschon sie mit Heyse der Ansicht ist, unverschuldet ins Unglück gekommen zu sein, übernimmt sie doch die Buße „auf jedes neue Liebes- und Eheband zu verzichten“. Wenigstens eine Zeit lang, denn später versteht die auf Ehre haltende Person eine Annäherung zu Stande zu bringen und sich dem Förster mit Erfolg als Frau anzubieten. Moralisch kann man diese widerwärtige Geschichte gewiß nicht nennen.

Ehe ich in der Novellen-Kritik fortfahre, ist es erforderlich bei jenem Schreiben an Madame Toutlemonde noch etwas zu verweilen, denn in dieser Epistel hat Heyse deutlicher und eingehender seine Moral dargelegt als zwei Jahre vorher in der Einleitung zur Ehebruchs-

Novelle „Beatrice“. Seine Erörterungen beginnt Heyse mit einer scheinbaren Harmlosigkeit. Er sagt: „Die Muse, mag sie sich noch so sehr um die Erziehung des Menschengeschlechts verdient machen, ist doch keine Nonne oder Gouvernante, die ihren Zöglingen das A B C und die zehn Gebote beibringt.“ Gewiß, aber die Muse darf nichts thun, was gegen das A B C und die zehn Gebote verstößt. Die Juristen sind auch nicht dazu da, um die moralische Volkserziehung zu leiten, gleichwohl gilt bei ihnen seit uralten, vorchristlichen Zeiten der Rechtssatz, daß Rechtsgeschäfte, welche contra bonos mores verstoßen, null und nichtig sind.

Wenn Heyse Novellen schreibt, befindet er sich im „heiligen Wahnsinn“, dieser Zustand gestattet ihm nicht an die Töchter des deutschen Hauses, auch nicht an die Mütter, nicht einmal an das Publikum zu denken, er denkt nur an sich und wie er das innerlich Geschaute, die „Fülle der Gesichte“ wiedergibt. Bei der Durchsicht wird er dann an die Oeffentlichkeit denken. Was kann man der bücherlesenden Menschheit bieten? „Die sittliche Pflicht, sich in die Welt zu schicken, sich ihr anzubilden und durch Entsagung auf manchen treuen Eigenwillen die Zwecke des Allgemeinen zu fördern, diese Pflicht kann kein Vernünftiger leugnen. Aber sie hat auch ihre Grenzen, und gerade an diesen Grenzen pflegen die interessantesten dichterischen Probleme zu liegen, so daß man wohl sagen

kann, die Grenzberichtigung zwischen der Pflicht gegen das Ganze und dem Rechte des Individuums sei eine der schwierigsten und zugleich höchsten Aufgaben des Dichters." Was man aber gewöhnlich „Moral" nennt, „der Niederschlag der jeweiligen Durchschnittsmeinung über alles, was den gemeinsamen Zwecken der bürgerlichen Gesellschaft dienlich und schädlich ist", kommt nie an jene Grenzen. Die Moral ist nur da für „die Bedürfnisse der Durchschnittsmenschen", der „Gesellschaft" als solche, des „demokratischen Mittelmaßes", der „demokratisch-konservativen Mehrheit", des „Mittelschlages", der „herrschenden Meinung". Die Moral ist lediglich die Quintessenz dessen, was in einem Zeitalter für recht, gut, anständig, erlaubt gehalten wird. Die Moral ist der zur Vermeidung des bellum omnium contra omnes nötige Kappzaum. Ausnahmsmenschen, Helden wie Verbrecher, „aristokratisch-revolutionäre Naturen", springen über die Schranken der Moral hinaus und geraten auf diese Weise in Konflikt mit der sittlichen Weltordnung, beziehungsweise mit dem im Strafgesetzbuch sich darstellenden Niederschlag der sittlichen Weltordnungs-Gedanken. Nicht der Inhalt, nur die Länge der Zeit macht die Vorschriften der Moral zu etwas Heiligem, dessen Ursprung in das Gewissen verlegt wird. Wenn aber das Gewissen der Heiden, resp. das Nichtgewissen der Verbrecher in Konflikt mit dem allgemeinen, bürgerlichen Gesellschafts-Gewissen gerät,

dann folgen diese Ausnahmsmenschen ihrer inneren Stimme, sie treten in „offene Fehde mit der herrschenden Meinung“ und verzichten *nicht* auf den „innigen Einklang mit sich selbst“. Die menschliche Gesellschaft schließt sie aus ihrem Bereich aus, sie werden „in die Poesie verbannt“, bezw. geköpft oder ins Zuchthaus geworfen. Das ist so ungefähr das kautschukartige Moralsystem Paul Heyses. Es ist die vollendete Gottlosigkeit und sittliche Ungebundenheit, die Autonomie des Menschengeschlechts und seine völlige Unabhängigkeit von einem höheren Willen, welcher jenes System sein Dasein verdankt. Zur Zeit des Kulturkampfs hat sich diese Autonomie herausgenommen, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der christlichen Kirche zu leugnen und den elend fehlgeschlagenen Versuch unternommen, die Kirche dem Staate zu subordinieren. Heyses Versuch, die zehn Gebote dem Gemeinwillen der Gesellschaft zu subordinieren, wird ebenso elend mißraten, die Ausnahmsmenschen der unpoetischen Varietät werden an ihrem Teile dafür sorgen, daß der freisinnigen, aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft die zehn Gebote im Gedächtnis bleiben. „Das *göttliche* Gesetz aber ist das einzige, welches die verschiedenen Völker alle auf einen gemeinsamen Weg weiset, das Einzige, welches ihnen ein gemeinsames, ein wahrhaft menschliches sittliches Bewußtsein einflößt, das Einzige, welches mit völliger Unerbittlichkeit, mit unbeugsamer Festigkeit und eiserner Strenge sich

den wandelbaren Gedanken und wogenden Anschauungen der einzelnen verschiedenen Völker und dem flutenden Strome der Zeiten entgegenstellt. Dieses Gesetz soll nun in all seiner unerbittlichen Strenge, in all seinem flammenden Ernste und mit der Drohung aller Wetter der unvermeidlichen göttlichen Gerichte, die da heißen: Völkertod und Völkervernichtung, von der Kirche gepredigt werden durch alle Jahrhunderte und alle Jahrtausende, und eben so als göttliches Gesetz durch alle Jahrhunderte und alle Jahrtausende gehandhabt werden mit derselben ehernen Festigkeit, gehandhabt werden durch das Schwert. Daran ändert keine „veränderte Zeitansicht", keine „fortgeschrittene Bildung" auch nur das Allermindeste; nicht soll die Bildung dem Gesetz, sondern das Gesetz soll der Bildung die Wege weisen. — — Keine blos menschliche Bildung, auch die fortgeschrittenste nicht, ja diese gerade am allerwenigsten, schützt die Menschheit vor dem plötzlichen Zurücksinken in die allerviehischste Barbarei, wie das heute wohl einem Jeden, der nicht ein unheilbarer Schwachkopf oder ein unverbesserlicher Taugenichts ist, — — klar geworden und wie das gar Mancher, sonst den göttlichen Dingen Entfremdeter oder gar Widerwilliger, laut einzugestehen genötigt ist." (Vilmar.) Damit mögen die thörichten Ideen der Heyseschen Moral abgefertigt sein.

Und nun wieder zur Novellenschreiberei dieses Schriftstellers zurück! — Die ursprünglich für einen Volkskalender

bestimmte Novelle „Franz Alzeyer“ (1863) ist eine düstere unbedeutende Geschichte, die, gelinde gesagt, von sehr geringem moralischen Werte ist. Richtiger würde diese Erzählung aus der Zeit der Freiheitskriege nach Fritz, dem Sohne Franz Alzeyers, heißen. Letzterer ist Napoleonsvergötterer. Seine Tochter, von einem Franzosen verführt, ist in der Fremde gestorben. Sein Sohn Fritz will sich das Leben nehmen, weil ihm der Vater verbietet am Befreiungskampfe teilzunehmen, wird aber von einem Kameraden gehindert, sich ohne Abschied aus der Welt zu schleichen, „auf französische Manier“. Damit aber doch ein Selbstmord vorkomme, läßt Heyse den Vater nach Abfassung eines Abschiedsbriefes „an den Ex-Kaiser Bonaparte auf Elba“ sich selbst das Leben nehmen. — Glücklicherweise ist diese dürftige Geschichte dem Volke nicht dargeboten worden, wenigstens nicht auf dem Wege des Volkskalenders. Zum Volksschriftsteller hat auch Heyse das Zeug nicht.

„Der verlorene Sohn“ (1869) ist in den Augen K. Gödekes „die vollendetste von allen Novellen“, „ein wahres Muster, um die Art kennen zu lernen, wie Heyse dichtet“. Der zweiten Hälfte dieses Urteils läßt sich unbedingt beitreten. Es ist darum nicht mehr als billig das hierherzusetzen, was Gödeke von der genannten Novelle sagt. „Er stellt sich das Problem, es wahrscheinlich erscheinen zu lassen, daß die Mutter dem, durch dessen Hand

ihr einziger über Alles geliebter Sohn gefallen ist, die Hand ihrer Tochter gibt. Die Liebe der Mutter zu ihren beiden Kindern mißt mit ungleicher Wage; während dem Sohne ein verschwenderisches Maß zufließt, darbt die Tochter, die kaum den Pflichtteil des mütterlichen Herzens genießt. Die Dankbarkeit der Kinder steht im umgekehrten Verhältnis. Der Sohn fordert immer mehr, nicht Liebe, sondern Opfer; die Tochter ist mit einem Blick, der sie gütig streift, beglückt. Jener verwildert im wüsten Treiben; diese hält treu zu der herben Frau. Um neue Opfer zu erpressen, ist der verlorene Sohn aus der Fremde mit einer losen Dirne in die Stadt gekommen, wo seine Mutter wohnt. Ein Fremder, der Ortsverhälnisse unkundig, wird in eine Spelunke verschlagen, in der das liederliche Paar mit fremdem Gesindel würfelt und zecht. Die schönere Hälfte, der wilden wüsten Gesellen überdrüssig, ist im Begriff, sich an den manierlichen Fremden zu „verschenken", was die Eifersucht und Wut ihres raufluſtigen Gefährten reizt. Es kommt zum Streit. Der Fremde wird hart bedrängt und muß, um sich vor dem Tode zu retten, den Gegner niederstechen. Er flieht durch die Gärten in das nahe Haus der Witwe und fleht, sie bei ihrem Sohne beschwörend, wenn sie einen habe, um Schutz und Verborgenheit. Dem Verwundeten wird Schutz und Pflege. Sein dankbares Herz schließt sich der Tochter auf; seine Neigung wird erwidert und von der Mutter und seinen

Eltern gebilligt. Erst jetzt schöpft die Untersuchungsbehörde den Verdacht, der Getötete könne der Sohn der Witwe sein. Sie wird unter schonenden Formen aufgefordert, die Leiche, die einen Ring mit ihrem Wappen trägt, zu rekognoszieren. Sie erkennt den Sohn, verleugnet ihn jedoch, um die Schande ihres Hauses zu verhehlen, und nimmt, um das Glück der Tochter nicht zu stören, der sie so viel Liebe schuldig geblieben, ihren mütterlichen Segen zu der Verbindung des jungen Paares nicht zurück. Aber nie mildert ihr stilles steinernes Antlitz ein leichtes Lächeln. Sie trägt, was sie verschuldet.

Das scheinbar Unnatürliche, ja Unmenschliche, was in der Aufgabe liegt, die Möglichkeit, daß eine Mutter, die ihren Sohn geliebt hat, dem, der ihn getötet hat, die Hand ihrer Tochter gibt, hat durch die Entwickelung und Begründung der Umstände, die zu jenem Entschluß führen, das Unglaubliche verloren und das nackte Faktum ist zur unausweichlichen Notwendigkeit umgewandelt. Poetisch ist die Darstellung der Begebenheit dadurch, daß der Mutter für die an den Sohn verschwendete Liebe der schwere Entschluß, ihn zu verleugnen, als Buße ihrer Schuld und die Beglückung ihrer Tochter als Sühne auferlegt wird. Fast zum Tragischen gesteigert ist die Novelle dadurch, daß die Mutter alle ihr auferlegten Seelenkämpfe still in sich selbst durchzumachen hat."

Eine greuelvolle Geschichte von Anfang bis zu Ende, ein Nachtstück schlimmster Art ist die Novelle „Der Kinder Sünde der Väter Fluch“ (1862—1863). Die ältere Tochter eines Försters ist unter entsetzlichen Umständen, in wahrhaft teuflischer Weise, von einem Offizier verführt worden. Die Rache der Verführten besteht darin, daß sie den Offizier, dem Brauche der Blutrache zwischen Wilderern und Jägern folgend, den Kopf zu Boden gerichtet über einem Ameisenhaufen aufhängt. In der Folge legt sich Wahnsinn über die Unglückliche. Die jüngere Tochter wird ebenfalls verführt, ausnahmsweise nicht von einem Offizier, sondern von einem jungen reichen Manne aus Meran. Da dieser sich weigert, die Verführte zu heiraten, wird der Verführer vom Vater derselben ermordet. Der Mörder erdrosselt sich im Gefängnis. Die zweite Tochter wird ebenfalls wahnsinnig. Heyse sagt von dem Vater: „Er hatte sie schlecht bewacht und für diese Schuld durch die Last gebüßt, die er sich auf's Gewissen geladen,“ nämlich durch den Mord des zweiten Verführers. Welche entsetzliche Gedankenlosigkeit! Eine Schuld wird durch eine neue Schuld gebüßt! Aber so geht es, wenn die sittlichen Begriffe in Verwirrung geraten sind, wenn man in der Moral nur eine stillschweigende Uebereinkunft der Gesellschaft über mancherlei Zweckmäßigkeiten erblickt, von welchen es zahlreiche Ausnahmsfälle gibt, deren Notwendigkeit

nicht einmal von der Gesellschaft, sondern von dem freien Belieben des Einzelnen behauptet wird.

Ein zweites Nachtstück hat die merkwürdige Ueberschrift „Die Eselin“ (1881). Darwin steht im Hintergrund. — Die Mutter Lamitz, selbst ein uneheliches Kind, hat eine uneheliche Tochter Hana, die schwachsinnig ist und allabendlich die Rückkehr des Landrichter-Sohnes, ihres Verführers, erwartet. Mehr als das Wohlergehen der Tochter und ihres Kindes liegt der Alten das Schicksal ihrer Eselin am Herzen. Dieses Tier, Minka genannt, hat die Lamitz aufgezogen und die Freude an ihm erlebt, daß es mehr Verstand hatte als Hana. Die größte Probe dieses Verstandes hat Minka abgelegt, als sie im Walde durch anhaltendes entsetzliches Schreien die schwachsinnige Hana vor ihrem Verführer warnte. Es liegt auf der Hand, daß der Sohn des Landrichters von Haß gegen die Eselin mit Menschenverstand erfüllt wurde. Bei günstiger Gelegenheit versetzte er deshalb dem armen Tiere einen Messerstich, an dem es hinsiechte. An dem Tage, da die im Stich gelassene Schwachsinnige die bei der Hochzeit ihres Verführers erschallende Musik vernahm und aus Verzweiflung sich mit ihrem Kinde ersäufte, ist die Eselin aus Mitleid getötet und in denselben Weiher geworfen worden, in welchem Hana den Tod fand. Die Alte aber hat sich in der nächsten Nacht samt ihrer Hütte verbrannt.

Die Mutter Lamitz hat sich nicht blos darüber Gedanken gemacht, daß das Schicksal der Menschen ein höchst verschiedenes ist, sondern auch darüber, daß die Schwester ihrer Eselin wie eine Prinzes lebt, nur ein Kinderwägelchen zu ziehen hat, das beste Futter erhält und auch schon eine Liebschaft mit einem Esel gehabt hat, während Minka, „die keinen schlechteren Charakter hat, sich ihr Lebtag hat abrackern und auf Lebensfreuden hat verzichten müssen". Bei solchen Gedanken ist es nur konsequent, wenn die Mutter Lamitz, von der Sorge bedrängt, wie es im nächsten Winter gehen wird, die Bemerkung macht: „es heißt ja, der Herrgott läßt keinen Spatzen vom Dach fallen, ohne seinen Willen. Bin neugierig, ob er sich um uns arme vier Frauenzimmer hier oben bekümmern wird," d. h. um Großmutter, Mutter, Kind und Eselin. Von der letzteren sagt ihre Besitzerin geradezu, daß sie klüger sei als mancher Mensch und daß sie — die Eselin — manchen Tag darüber nachsinne, warum Gut und Bös so ungleich auf der Welt verteilt seien! — Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode. Und diese Tollheiten hat Heyse benutzt, um einen Beitrag zur Lösung des angeblich alten „Problems" zu liefern, „ob die Weltgeschicke und die Loose des Einzelnen im Sinne unserer menschlichen Gerechtigkeit gelenkt werden oder ob Wohl und Wehe des Individuums sich den großen verhüllten Zielen der Weltregierung ohne Murren unterzuordnen habe! Weder

Heyse's plaudernde Offiziere im Eingang seiner Novelle, noch die Lamitz hat eine Ahnung davon, daß der lebendige Gott nach der heiligen Schrift, wie nach der täglichen Erfahrung ein verborgener Gott ist. Sowohl die plaudernden Offiziere als auch die alte Lamitz sind von dem Gedanken erfüllt, daß das armselige geringe Stückwerk menschlichen Wissens ausreiche, um die Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung in Abrede stellen zu können.

Auch den Spiritismus hat Heyse in einer Novelle gestreift. Das ist zugleich das Interessanteste, was sich von der überaus schwachen Novelle „Romulusenkel" (1879) sagen läßt. Wie diese, so spielt auch die ebenfalls 1879 entstandene Novelle „Die talentvolle Mutter" in Rom, aber auch dieser Geschichte muß die Censur „herzlich schwach und unbedeutend" zuerkannt werden. Auch „Getreu bis in den Tod" (1875) zählt zu den Sternen vierter oder fünfter Größe. Merkwürdig ist, daß in dieser Novelle eine fromme, gewissenhafte Frau kein Bedenken trägt zu lügen und andere zum Lügen zu verleiten.

Systematisch wird gelogen und betrogen von „Frau von F." (1878). Sophie von F., mit dreiundzwanzig Jahren Witwe, war unglücklich verheiratet. Nach Abweisung manches Freiers verliebt sie sich im dreißigsten Jahre in einen kindlich-offenen, geistig-unbedeutenden Leutnant von herrlichster Antinousgestalt. Das Verlöbnis wird geheim gehalten und die Kopulation soll in ihrer

Wohnung von einem ihr befreundeten, selbstverständlich „würdigen“ Geistlichen vorgenommen werden. Dieser „Würdige“ wußte nicht einmal, wen er kopulieren solle; er überließ das Beibringen aller Heiratspapiere der geschäftskundigen Frau von F. Um die Eheschließung möglichst geheim zu halten, hat die umsichtige Witwe die Proklamation nicht in ihrem Wohnort, wo dieselbe allein zulässig war, sondern in den zu den beiderseitigen Gütern gehörenden fernliegenden Dorfkirchen vornehmen lassen. Auch hierzu, müssen wir schließen, haben sich leichtsinnige, gefällige Pfaffen bereit finden lassen. Am Tage vor der Hochzeit kommt der Bräutigam dazu, wie die aufblühende Nichte der Braut, ebenfalls eine Sophie von F., auf dem Sopha eingeschlafen ist. Er küßt das schlafende Mädchen wiederholt; aufgewacht stürzt dasselbe weg. Die Braut hat Alles mitangesehen, und schnell gefaßt beschließt sie und setzt sie ins Werk, daß der „Würdige“ den Leutnant mit der jüngeren Sophie von F. kopuliert. In den Proklamationsscheinen war zwar der Mädchenname der Witwe angegeben, aber ein Federstrich genügt, um die Bescheinigungen für die Nichte einzurichten. Zwar fehlte noch eine zweite Kleinigkeit, nämlich der mütterliche Konsens für die jüngere Sophie, aber die Tante versprach dem Geistlichen, diese Urkunde nachzuliefern. Daß sie den ihr befreundeten Pfarrer belog, empfand sie kaum als Demütigung; daß sie eine Urkundenfälschung begangen

hat, davon hat die nach dem Grundsatz „der Zweck heiligt die Mittel“ handelnde Frau von F. gar keine Ahnung. Von sonstigen Heiratspapieren aber weiß weder Heyse noch Frau von F. etwas. Von dem „würdigen“ Geistlichen ganz zu schweigen. Wenn Heyse im Eingang dieser Novelle sagt, daß die Wissenschaft vom menschlichen Herzen sein Brodstudium sei, so empfehle ich ihm das hiermit zusammenhängende Studium des kirchenrechtlichen, bezw. civilstandsgesetzlichen Kapitels von der Eheschließung. Gerade ein Novellen- und Romanschreiber muß von Rechtswegen in diesen Stücken sattelfest sein. Die Art und Weise, wie sich die Herzen finden, ist Sache des Dichters, aber die Art und Weise, wie die Inhaber von Herzen ehelich verbunden werden, ist in festen Formen vorgeschrieben, über die sich kein Dichter hinaussetzen kann, der sich mit seinen Dichtungen in der mitteleuropäischen Gegenwart bewegt.

Wie im Leben der täglichen Erfahrung so verlieben sich auch bei Heyse blutjunge Männer, die kaum die Schwelle des Jünglingsalters verlassen haben, in ältere Frauen und diese älteren Frauen erwidern die ihnen anfangs seltsam dünkende Liebe. In der Novelle „das Bild der Mutter“ (1858) ist es die Liebe zwischen einer jungen Witwe und einem um viele Jahre jüngeren Studenten, die schließlich ein Ende nimmt ohne daß es

zur Ehe kommt. „Die kleine Mama“ (1865) ist der Beiname, welchen die neunundzwanzigjährige Helene von ihrem zehn Jahre jüngeren Pflegesohn erhält. Nicht der geringste Anlaß ist da, um hier ein Liebesverhältnis zu vermuten. Zwei sittlich zweifelhafte Menschen sind anderer Ansicht und da sie die kleine Mama und ihren Pflegesohn von ihrer Ansicht in Kenntnis setzen, machen sie dieselben mit der Möglichkeit eines Liebesverhältnisses bekannt und mit dieser Erkenntnis befangen. Aus der Befangenheit aber erwächst bei dem Neunzehnjährigen eine glühende Leidenschaft, welche die Neunundzwanzigjährige nur mühsam unerwidert läßt.

„Die ungarische Gräfin“ (1874) endlich ist 15 Jahre älter als der 22 Jahre zählende Musiklehrer ihres schwachsinnigen Sohnes, gleichwohl verlieben sich beide in einander; erst wird der junge Mann, dann die nicht mehr junge, aber immer noch schöne Witwe das Opfer einer blinden Leidenschaft. Nach mancherlei Erlebnissen ist die Gräfin Herr über sich geworden, sie weist den Geliebten zurück. Dafür erschießt er sie und da er sich nur verwundet hat, stirbt er im Gefängnis den Hungertod.

Der Tod hält überhaupt bei Heyse eine reiche Ernte. Wer dem Verzeichnis seiner Novellen so viel Kreuze beisetzt, als Todesfälle in den Novellen vorkommen, wird den Anblick eines vielbenutzten Kirchhofes haben. Allein

in der skizzenhaften Novelle Jorinde (1875) veranlassen ein Selbstmord, ein Vatermord und noch ein Selbstmord das Setzen von drei Kreuzen. — Ohne den Tod wären überhaupt die Novellisten und Romanciers übel daran. Wie oft geraten sie in einen Irrgarten und wissen keinen andern Ausweg, als daß sie den Lebensfaden schnell zerreißen. Im Leben dauert es oft viele lange Jahre, bis der Tod einem elenden Dasein ein Ende macht, — die Dichter aber, in dem an sich richtigen Gefühl, daß die angefangene Geschichte den Leser nicht zu lange quälen darf, zitieren den Tod in allen Gestalten: Schlaganfälle, akute Krankheiten, Unglücksfälle, Mord und Todschlag, alles dient dem künstlerischen Abschluß.

Paul Lindau hat in einem „Molières Tartüffe und Gutzkows Urbild des Tartüffe" überschriebenen, in den „Literarischen Rücksichtslosigkeiten" erschienenen Aufsatz die Mahnung niedergelegt: „Es ist Zeit, daß auch wir anfangen, die Balken in unsern Augen zu bemerken, da uns die Splitter in den Augen der lieben Nachbarn so großen Verdruß erregen. Es ist Zeit, daß wir uns und unsern Berühmtheiten die Faschingsmaske einer angeblichen Gediegenheit und Gründlichkeit von der Stirn reißen und unsere Schwächen mit derselben Rute geißeln, mit der wir so gern die Unarten einer leichtfertigen, freundnachbarlichen Nation züchtigen." Wer eine unbefangene, gerechte Kritik liebt, kann diese Mahnungen nur gut heißen. Ich

glaube von den uns Deutschen zur Last fallenden Balken der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit in den bisherigen Ausführungen rückhaltlos gesprochen und die Heyseſche Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit genugsam gekennzeichnet zu haben. Um jedoch gerecht zu sein, darf ich nicht verschweigen, daß Paul Heyse eine Anzahl Novellen geschrieben hat, die auch inhaltlich nicht zu beanstanden sind. Die vollendetste seiner trefflich komponierten Novellen ist „L'Arrabiata", ein Jugendwerk aus dem Jahre 1853. Es ist die einfache Geschichte von einem italienischen Mädchen, das der heißen Liebe zu einem Manne entfliehen möchte und zuletzt mit dem Ausdruck der Reue der Uebermacht herzlicher Zuneigung erliegt. Heyse hat diesem kleinen Bilde in demselben Rahmen italienische Landschaft, italienisches Leben in wenig Strichen so prunklos, so treu hinzugefügt, daß ich Julian Schmidt nicht Unrecht geben kann, wenn er von „L'Arrabiata" sagt: „eine der reizendsten kleinen Novellen, die ich in deutscher Sprache kenne". Vierundzwanzig Jahre später hat Heyse die Erinnerung an die Arrabiata in einem Briefe an Scheffel wachgerufen:

Du, von Capri erst gelandet
Da wir kaum in rotem Landwein
Uns den Willkomm zugetrunken,
Gabst des Säkkinger Trompeters
Erst Kapitel mir zum Besten,
Frischgedichtet in Paganos

Palmenschatten; ich dagegen
Ließ dich sehn die Arrabiata,
Kaum noch von der Tinte trocken.
— — — Sacht inzwischen
Hatte sich Laurellas Urbild,
Jener braune, funfzehnjähr'ge
Wildfang, bei uns eingeschlichen.
Einen Rosenstrauß in Händen
Raste sie um Tisch und Stühle,
Keines heft'gen Zurufs achtend,
Bis ich bei den schwarzen Flechten
Sie ergriff; da fletschte wild sie
Ihre blanken Katzenzähne,
Mich mit scharfem Biß bedrohend,
Wenn ich etwa hinterm Gitter
Des Balkons sie zähmen wollte;
Aber plötzlich sich besinnend
Warf sie ins Gesicht den Strauß mir
Und entsprang mit hellem Schrei. —

„Nerina" (1874) war in Recanati die Nachbarin des hier geborenen Dichters Giacomo Leopardi. Dem Poeten erzählt sie eines Tages ganz treuherzig: „Sofia hat mir Eure Gedichte einmal zu lesen gegeben, ganz heimlich, nur auf eine einzige Nacht; die Frau Gräfin durft es nicht merken. Ich habe die Nacht kein Auge zugethan, sondern immer wieder von vorn angefangen, sobald ich zu Ende war. Am Morgen steckt ich das Buch der Sofia wieder zu. Ich hatte es ganz sauber gehalten, in ein seidenes Tüchlein gewickelt. Nicht wahr, Ihr werdet mich nicht verraten?" Durch Leopardis Gedichte erfuhr

sie, was Liebe ist, sie gibt ein Verlöbnis auf und wendet ihre Herzensneigung dem Dichter zu. Der hat die Nerina zwar gleichfalls von Herzen lieb, weiß aber, daß er bei seiner Armut nicht an Liebesglück denken kann. Er verläßt Recanati. Die arme Nerina stirbt vor Kummer.

Im Gegensatz zu dem tieftraurigen Ausgang dieser Geschichte steht die bereits 1862 geschriebene Novelle „Marion". Der Dichter Adam de la Halle in Arras findet nach vier Wochen Ehestand, daß seine schöne Marion zu still ist. Er will an den Hof nach Paris gehen, um der Langweile zu Hause zu entfliehen. Ehe er seine Reise antritt, verarbeitet er seine Lage in einem Schauspiel, zu dessen Aufführung Marion fast wider Willen von einer Freundin mitgenommen wird. In dem Augenblick, da der Poet seine Frau blosstellt, springt diese auf die Bühne, widerlegt den Gemahl und leitet auf diese Weise eine vollständige Versöhnung ein.

„Eine harmlos schweifende Aventüre" hat Heyse seine Novelle in Versen „die Madonna im Oelwald" (1880) genannt. Die junge verwitwete Gräfin Gigia unternimmt, von ihrer Kammerfrau begleitet, eine Wallfahrt nach Loretto. Unterwegs schließt sie sich dem terminierenden Fra Corcontento an. Zu diesen dreien gesellt sich dann noch der junge Maler Liombruno. Einen Ueberfall von Räubern weist der tapfere Künstler zwar zurück, wird dabei aber am Kopf verwundet. Nun bricht

die vorher glimmende Liebe der Gräfin in helle Flammen aus. Der Maler geneſt leiblich, aber ſein Herz bleibt krank. Auf der Kammerfrau Betreiben hat der menſchenfreundliche Fra Corcontento ein Einſehen. Er veranſtaltet ein Wunder. Im nahen Oelwald befindet ſich an einem uralten, hohlen, geborſtenen Baum ein Madonnenbild. Dort muß der Maler eine Reihe von Gebeten verrichten. Vorher iſt aber Frau Gigia in den Baum geſtellt worden. Der Maler thut der Madonna ſein Liebesleid kund und nun kann ſich die junge Frau nicht länger halten, ſie nimmt des Malers geheimes Geſtändnis für ſich in Anſpruch und wird die Seine.

Im zweiten Kapitel hat Heyſe die gute Gelegenheit wahrgenommen, der Nüchternheit des Bildungs- und Kulturphiliſters im neuen deutſchen Reich einige Strophen zu widmen. Im dritten Kapitel ſtehen allerlei Randgloſſen über das frühere päpſtliche und das jetzige königliche Rom. Jenem muß er als Dichter den Vorzug geben, dieſem als Politiker.

Wo ſiehſt du heut noch in der ew'gen Stadt
Auf einem Fleck ſo viel Charakterköpfe,
Fußlange Bärte, Glatzen ſilberglatt,
Verſchmitzte Fuchsgeſichter, biedre Tröpfe,
Hohläugige Dulder, Bäuche rund und ſatt
Ein Bilderbuch erleſner Gottgeſchöpfe!
Wenn ſie mit Fahn' und Kreuz vorüberzogen,
Ein Feſt war's immer für den Pſychologen.

Eine sehr hübsch erzählte Novelle über das Thema „Alte Liebe rostet nicht“ ist betitelt „Anfang und Ende“ (1857). Ein Rittergutsbesitzer setzt sich nach langen Reisejahren zur Ruhe und sucht eine Frau. Im Hause eines Freundes trifft er mit seiner ersten Liebe zusammen. Als Student hat er nicht den Mut gehabt ihr ein Geständnis zu machen, jetzt fehlt es ihm nicht an Mut, aber die Liebe fehlt ihm. In dem Augenblick, da er zusammenfährt, wie er von Frau Eugenien hört, daß sie seit sieben Jahren Witwe ist, weiß auch der Leser, wen der, sonderbarer Weise, sich zugleich nach Ruhe und einer Frau sehnende Polytropos zur Herrin seines Hauses erhält.

Einen zweiten Fall des durch Verheiratung mit einer Witwe wiedergewonnenen Lebensglückes enthält die Novelle „Am toten See“ (1868). Ein durch traurige Familienschicksale zur Verzweiflung gebrachter Arzt beschließt, im einsamen nächtlichen See seinem Leben ein Ende zu machen. Die ihm moralisch abgenötigte Hilfe, welche er dem auf der Reise erkrankten Kinde einer jungen Witwe leisten muß, führt ihn in das Leben und zu seinem Berufe zurück. Nach mancherlei Bedenken gesteht der Arzt der Mutter des kleinen Patienten indirekt in einem langen Briefe was sie ihm ist und sie bleibt ihm die direkte mündliche Antwort nicht schuldig.

„Auf der Alm“ (1861) ist eine schön erzählte Hochlandsgeschichte vom Königsee. Ein junger Baron weckt

die Eifersucht des Sepp, dem die Resi auf der Alm darum den Abschied geben will, weil er nicht vom Wildern läßt. Trotz Eifersucht rettet Sepp dem Baron das Leben in dem kritischen Moment, da sich ein angeschossener Hirsch auf den Fremden wirft. Damit tritt zugleich ein Wendepunkt im Leben der beiden Männer ein. Der Baron unterdrückt die ohnehin aussichtslosen auf die Sennerin gerichteten Liebesgedanken und die Sennerin nimmt den von dem früheren Nebenbuhler in eine sichere Lebensstellung gebrachten Sepp wieder auf. Denken und Fühlen des wilden, armen, eifersüchtigen Sepp ist von Heyse trefflich geschildert.

Zweimal hat Heyse die von einer Ehefrau glücklich bestandene Versuchung zur Untreue zum Inhalt einer Novelle gemacht, in „Die Pfadfinderin“ (1870) und in „Judith Stern“ (1874). In jener Novelle möchte Afra einem jungen Naturforscher in die weite Welt folgen, da sterben plötzlich der Vater und die Stiefmutter. Um die jungen Geschwister vor Elend und Not zu schützen, nimmt sie einen reichen Freier zum Manne. Der mißhandelt sie aber und unterhält einen sündhaften Verkehr mit einer leichtfertigen Witwe. Der nach langer Abwesenheit in alle traurigen Geheimnisse eingeweihte Naturforscher ist der Meinung, daß die arme Frau, nachdem der treulose Gatte das eheliche Band zerrissen hat, frei sei und nun ihm, dem alten Freunde, die Hand reichen könne. Die

Teufelslogik des Naturforschers führt das beklagenswerte Weib in Versuchung, ein Blick auf ihr Kind bringt sie aber auf das, was sie diesem schuldig ist. Sie widersteht der Versuchung. Davon erhält der Mann Afras Kenntnis und die bewährte Treue seiner Frau bringt ihn zur Umkehr.

In der andern Novelle sucht ein jüdischer Arzt die schöne, junge, mit einem alten Manne verheiratete Judith unter Verwendung wahrhaft satanischer Sophismen zum Ehebruch zu verleiten. Er erzählt ihr, aus dem Munde einer fünfundfünfzigjährigen Frau, die von ihrem Manne verehrt, von ihren Kindern auf den Händen getragen wurde, „in einer jener Stunden, in denen die innerste Natur aus einer streng behüteten Weiberseele hervorbricht, wahrhaft als gehorchte sie einem dämonischen Zwange, das Geständnis gehört zu haben, daß sie es sich nicht verzeihen könne, das einzige volle Glück, das ihr einmal nahegekommen sei, nicht beim Stirnhaar erfaßt zu haben. — Und was nennen Sie ein volles Glück? fragte ich mit verstellter Naivetät; denn ich wußte die Antwort im Voraus. Eine erwiderte Leidenschaft, die den Menschen über sein enges Tagesschicksal hinaushebt, ihn zum unumschränkten Herrscher über sein eigenes Leben macht, daß er sich verschenkt, wegwirft, vernichtet — Alles, was er will, nur frei aus dem Innersten heraus, ganz rücksichtslos und jeder Konsequenz in die Zähne. Das habe sie verpaßt; aus Feigheit, aus anerzogener Zahmherzigkeit, aus — Gott

weiß was für jämmerlichen Vorurteilen. Nun gehe es ihr ewig nach als die schlimmste Todsünde gegen ihre eigene Natur, nicht blos, weil sie dadurch auch einen Andern elend gemacht habe, sondern sie schäme sich schon jetzt bei dem Gedanken, daß beim jüngsten Tage — sie war eine gute (?) Katholikin — der ewige Richter sie fragen würde: Wie hast du mit dem Glückspfund, das ich dir anvertraut, gewuchert? — und sie dann nur antworten könne: Ich habe nie ein Gesetz der bürgerlichen Gesellschaft übertreten und meine Menschenrechte über meinen Hausfrauenpflichten vergessen." — Judith findet, daß die Fünfundfünfzigjährige an einer unnatürlichen Krankheit leide und daß ihr Mut, davon einem Manne zu erzählen, wahrhaft abscheulich sei: „Eine Frau, die sich ihre Rechtschaffenheit zum Verbrechen macht — sprechen wir nicht mehr davon!" Der in seinen Hoffnungen getäuschte Arzt sucht nun eine Gelegenheit, um die schöne junge Frau mit einem Gehilfen ihres Mannes, einem sie leidenschaftlich liebenden jungen Manne, an einsamem Orte zusammenzubringen. Auch dieser Anschlag schlägt fehl. Ein kleines Mädchen, armer Leute Kind, kommt wie ein Engel vom Himmel gesandt und zerstreut die Gefahr. Judith erzieht das Kind aus Dankbarkeit und der von seiner sündigen Leidenschaft geheilte Gehilfe wird nachmals der Mann der Pflegetochter. — Sollte man es für möglich halten, daß der Verfasser von „Judith Stern" die den Ehebruch verherrlichende Novelle

„Beatrice“ schreiben konnte. Oder löst sich für Heyse der hier vorliegende Widerspruch so, daß Beatrice ein zu den heroischen Ausnahmen zählendes Weib war, die Fünfundfünfzigjährige eine gewöhnliche Sterbliche, etwa auf einer Linie stehend mit der reuigen Madeleine in „Die Reise nach dem Glück“?

Einen wesentlich heiteren Eindruck hinterläßt die Novelle „Er soll dein Herr sein“ (1873). Eine junge Majorswitwe will nicht wieder heiraten, weil der Major allzusehr ihr Herr war. Um ihre Hand bewerben sich ein Hauptmann von der Linie und ein Reiterleutnant. Am Abend vor dem Ausmarsch nach Frankreich verabschieden sich beide gleichzeitig von der Witwe. An demselben Abend sieht diese in ihrem Garten einen Bildhauer sich ergehen, der ihr zwar nie gleichgiltig, wegen seiner übertriebenen Eifersucht aber lästig geworden war. Den Offizieren gegenüber scheint ihr dieser dritte Bewerber, der zur Fahne einberufen ist, begehrenswert. Sie verlobt sich halb und halb mit ihm unter der Bedingung, daß sie seine Herrin sein dürfe, und verschiebt die andere Hälfte der Verlobung auf zwei Tage später, auf ihren Geburtstag. So lange soll sich der Bildhauer insgeheim im Städtchen aufhalten und dann seinem Regimente nacheilen. Zuerst geht der leidenschaftlich Liebende darauf ein, wie er aber überall sieht, daß alles sich pflichtgetreu auf den Ausmarsch rüstet, schämt er sich seiner Pflicht-

vergessenheit und schreibt der Geliebten ab. Nach Rückkehr der Truppen aus Frankreich lädt die Majorin die drei Bewerber zu sich ein und teilt ihnen mit, daß jeder zu Hause die entscheidende Erklärung finden werde. Der inzwischen zum Major vorgerückte Hauptmann findet den Ehrendegen seines Vorgängers im Dienst, der Leutnant ein irriger Weise an die Majorin gesandtes, an eine Putzmacherin gerichtetes Billet vor, der Bildhauer das Bild der Witwe mit der Unterschrift: Du sollst mein Herr sein und ich bin nicht deine Herrin, sondern deine treue und gehorsame Frau.

„Unvergeßbare Worte" (1882) ist der Name einer Novelle, welche allen Männern zur Lektüre empfohlen werden muß, die, um mit Riehl zu reden, „Einfaltspinsel" genug sind, und nur durch Vermittelung Dritter zu einer Frau — natürlich immer zu einer reichen oder doch sehr wohlhabenden — kommen können. Diese nach Geld strebenden Egoisten werden den Helden unserer Novelle als einen unpraktischen Idealisten bemitleiden.

Ein junger Gelehrter, der auf der Reise von einer jungen reichen Dame als Erzieher ihres jüngeren Bruders gewonnen und nachmals von einer heftigen Neigung zu der Schwester seines Zöglings erfaßt worden ist, hört eines Tages, wie diese einer Freundin erzählt, daß sie den jungen Mann mit dem Besitztum in Vicenza (wo sie ihn zuerst gesehen hat) kraft ihres Reichtums zu erwerben

und ihn glücklich zu machen hoffe. Dagegen erhebt sich „seine Freiheit und sein Mannesstolz“. „Es gibt Worte, die ein Mann von Selbstgefühl und Würde nicht vergessen darf, auch wenn er geneigt dazu wäre.“ Geneigt zum Vergessen war der junge Gelehrte in hohem Grade, aber sein Mannesstolz, seine Scheu, sich mit dem Geheiratetwerden zeitlebens eine schwere, niederdrückende Last aufzubürden, überwand die Neigung zu der geliebten Agnes. Nach Jahren ist er in Rom, wo er geflissentlich dem Typhus nicht auswich, gestorben. Auf seinem Grabe las man außer seinem Namen nur die Worte: oblivisci nequeo. Dieselben Worte hat sich die am Herzschlag gestorbene Agnes aufs Grab schreiben lassen. — Mit höhnischem Lächeln werden die Effekten-Käufer und Dividenden-Jäger, die ordinären Couponsabschneider und gemeinen Geldmenschen den Idealismus des jungen Gelehrten belächeln, vielleicht auch bei ihrer bewährten Meisterschaft im Anbringen von unpassenden oder gefälschten Citaten geringschätzig sagen: „Je gelehrter, desto verkehrter.“

Der oben gelegentlich citierte Name Riehls hat mir unaufhörlich beim Lesen der Novelle „Siechentrost“ (1883) vorgeschwebt. Dem Stoffe nach könnte dieselbe von Riehl geschrieben sein. Der Stil ist ganz der des Clemens Brentano. Riehl schreibt nur seinen Stil, Heyse, der Meister im Stil, ist im Stande jeden Stil zu schreiben, nur den einen verbotenen nicht, den langweiligen.

Ein junger, in seine Vaterstadt Limburg von einer zweijährigen Reise zurückgekehrter Patrizier findet seine schöne Braut gerade so eitel, gerade so kühl wieder, als er sie verlassen hat. Bei einem gemeinsamen Gange zu einer benachbarten Kirchweih hört Gerhard aus dem Wipfel eines Baumes wunderbares Geigenspiel und Gesang. Beides rührt von einem in grauem Anzug erscheinenden, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen Leprosen her. Gerhard fühlt sich von dem Ausgestoßenen, der doch an vielen Barmherzigkeit übt und darum Bruder Siechentrost heißt, in hohem Grade angezogen, und da ihn die kaltherzige Braut wegen seines Verkehrs mit dem Leprosen zurückweist, gibt er sie auf und zieht mit dem warmherzigen, barmherzigen Bruder umher. Zuletzt wird Gerhard auf einem Rheinschiffe entführt. Während der Fahrt hört er auf der Straße das Spiel seines Freundes, er springt in den Strom, um sich aufs neue mit dem Freunde zu vereinigen, und ertrinkt. Siechentrost stirbt im folgenden Jahre. — Das mittelalterliche Leben versteht Heyse in Prosa und Liedern wahr und lebendig darzustellen. Man kann nur bedauern, daß er dem Einflusse Riehls, seines langjährigen Münchener Freundes „in der Ecke", nicht mehr nachgegeben hat.

Da wo Heyse lediglich den Eingebungen seines Genius folgt ist er sehr oft ungenießbar. Die stärkste Probe in dieser Beziehung habe ich bis zuletzt aufgeschoben. Der Roman „Die Kinder der Welt“, im Jahre 1871 geschrieben, enthält den von D. F. Strauß gepredigten neuen Glauben oder, was dasselbe ist, den neugestalteten Unglauben. Dem Christentum wird der Abschied gegeben. Der Jubel der Nationalzeitung: „Es ist eine Lust zu leben außerhalb des Schattens der Kirche“ erfüllt Heyses Kinder der Welt von Anfang bis zu Ende. Es ist die „scharfe Luft philosophischer Freigeisterei“, „eine neue Art Schattierung der Ritter vom Geist“, „die Religion des Diesseits“ (Gottschall), es ist die Darstellung „wie die modernen Menschen ohne Anlehnung an ein Dogma sich aus innerem ethischem Selbstgehalte gebaren“ (B. Auerbach), es ist „das Gefühl, daß hier wirklich das modernste, was wir auf dem Boden der Romanlitteratur haben, uns vorliegt, daß eben die Probleme, die die Gegenwart, die denkenden Geister in ihr nicht nur, sondern sogar ganze Staaten, wenigstens den deutschen Staat aufs tiefste bewegen, in künstlerischer Gestaltung vor uns treten“ (Th. Ziegler), „es ist die radikale Tendenz“ (P. Lindau), eine „völlige Unabhängigkeit von Dogmen und konventionellen Banden“ (G. Brandes), welche den Roman Heyses in den Tagen seines ersten Erscheinens im Feuilleton der Spenerschen Zeitung zu einer Grenzlinie

machten, an welcher in der lebhaftesten Weise alle die, welche nicht völlig mit dem überlieferten Christentum brechen wollen, gegen das Importieren einer neuen Religion, gegen das „Schwamm drüber!“ des Unglaubens energischen Protest eingelegt haben. So lange D. F. Strauß verkündigte: „Wir wollen für den Augenblick noch gar keine Aenderung in der Außenwelt. Es fällt uns nicht ein, irgend eine Kirche zerstören zu wollen, da wir wissen, daß Unzähligen eine Kirche noch Bedürfnis ist. Für eine Neubildung aber scheint uns die Zeit noch nicht gekommen“ — ließ man sich die Zerstörungsarbeiten der negativen Geister gefallen, sobald aber diese Ideen in frisch aus dem Berliner Leben gegriffenen Personen, die mit dem Feuer der Aufklärung spielen, dem Publikum auf den Leib rückten, machte man Front gegen diesen allzukühnen Fortschritt.

An dem Heyseschen Roman ist vorzugsweise der Titel zu loben, der ist aufrichtig und ehrlich. Die Kinder der Welt ist ein biblischer Ausdruck, der zum Gegensatz hat die Kinder des Lichts. Nach der heiligen Schrift sind die Kinder der Welt Kinder der Finsternis, der Bosheit, des Unglaubens, des Verderbens, des Teufels, die Kinder des Lichts aber sind Kinder Gottes, des Reiches, des Friedens. Heyse hätte am treffendsten sein Buch „Die Gottlosen“ betitelt, aber dieser Titel hätte der Gesamtheit der Romane lesenden Deutschen vor den Kopf gestoßen.

Es gehört zur Halbheit der gebildeten oder halbgebildeten Welt, daß man nicht ganz ohne etwas Göttliches, Höheres, Vorsehungsartiges, Schicksalsmäßiges, Uebernatürliches, Himmlisches sein will. Der Titel „Die Kinder der Welt" klingt minder schroff, verlockender, zumal wenn man sich des Wortes erinnert: „Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes in ihrem Geschlecht." Den Kindern der Welt hat Heyse einige Christen gegenübergestellt, allein dieser Kontrast ist ihm gänzlich mißlungen. Lernen wir zunächst einige Weltkinder kennen.

In Berlin lebt der Schuhmacher Feyertag mit Frau und Tochter im Vorderhaus; im Hinterhaus wohnen Edwin, Privatdozent der Philosophie, und sein lahmer, kränkelnder Bruder Balder. Feyertag war in seiner Jugend liederlich, im Alter ist er Fortschrittsphilister, der mit mißverstandenen Phrasen, verunstalteten Fremdwörtern und regelrechtem Berliner Aufklärungsbewußtsein sich als normales Kind der Welt zu erkennen gibt. Feyertag hat in Goethes und Schopenhauers Werken gelesen. Das gehört zur Bildung. Ob man das Gelesene versteht, darauf kommt's weniger an.

Edwin, neunundzwanzig Jahre alt, nagt am Hungertuch; sein zwanzigjähriger Bruder, dichterisch angelegt, verdient sich trotz körperlicher Hinfälligkeit seinen Unterhalt an der Drehbank. Bei den in einträchtigstem, innigstem Verkehr lebenden Brüdern geht es armselig genug her. Sie besitzen nicht einmal eine Uhr, nehmen aber gelegent-

lich ohne Bedenken Droschken, um schneller von der Stelle zu kommen, schonen auch die Thaler nicht, wenn es sich um Trinkgelder handelt. Man kann nur wünschen, daß sich die materielle Lage der Brüder wesentlich verbessere. Was die geistige Welt anlangt, so glaubt der Privatdozent an keinen Gott, weder an den geoffenbarten, noch den anderer Philosophen, er hat auch keinen Schmerz darüber und die Welt, aus der ihm der Atem eines persönlichen Schöpfers entschwunden ist, findet er durchaus nicht trostlos. Seiner Meinung nach ist der Gott des landläufigen Christentums gerade so nach dem Bilde der Menschen geformt, wie das Götzenbild eines Südsee-Insulaners. Auch die Bekenner des „Gott ist ein Geist" machen sich ihren Gott nach sich selbst. „In heiligem Eifer tragen sie Alles in ihn hinein, was ihnen an ihresgleichen ehr- und liebenswürdig scheint. Und dieses Gedankenwesen, das sie nach ihrem eigenen Bilde geschaffen und nur noch mit den gedankenlos (!) zusammengerafften Attributen der Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart ausgestattet haben, diesen Gottmenschen oder Menschengott setzen sie auf einen Thron irgendwohin, geben ihm die Welt als Reichsapfel und den Blitz als Scepter in die Hand und sind nun völlig überzeugt, daß er in vollster Kraft und Herrlichkeit die Sterne lenken und die Geschicke der sterblichen Menschen mit Gnade und Gerechtigkeit verwalten werde. Und dabei gehen die Leiden der Welt

ihren Gang, das Böse regiert und die Ungleichheit der Güter und Gaben besteht, und der Allgütige, Allwissende, Allgerechte und Allmächtige rührt nicht den kleinen Finger, Wandel zu schaffen; seine eifrigen Anhänger müssen zu sehr gemeinen, irdischen Zwangsmitteln greifen, um das Weltwesen nur notdürftig in den Fugen zu halten; wo aber auch dies nicht ausreicht, wo das Ganze den Einzelnen nicht hinlänglich schützen kann, gilt der uralte, höhnische Trost: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen! Also doch wieder wir selbst? Also doch unsere Kraft, unser Geist, unser guter Wille? Und man verdenkt es ernsthaften Menschen, die gegen das widerspruchsvolle Geschichtchen von der Weltregierung eines nach menschlichen Begriffen gütigen, gerechten Gottvaters ihre Bedenken haben, wenn sie damit Ernst machen, sich auf eigne Hand durch die Welt zu helfen und dabei zu versuchen, ob sie sich den Zusammenhang der Dinge nicht auch ohne Kindermärchen zu reimen vermöchten?"

Daß Heyse hiermit seine eigenste Meinung ausspricht, ergibt sich aus seinen „Gedichten":

Die goldne Mittelmäßigkeit
Muß wohl Unmittelbares hassen.
Drum hat sie sich zu aller Zeit
Natur, Geist, Gottes Herrlichkeit
Anthropomorphisch lang und breit
Zum Schulgebrauch übersetzen lassen.

Heyse lieſt im Buch der Natur den Urtext, er erkennt alles wie es iſt. Geheimniſſe gibt es für ihn nicht. Wo die Geiſter geringerer Ordnung Nebel ſehen, da ſieht er das helle klare — Nichts.

Auch die Ideen „Gott, Tugend, Unſterblichkeit“ hat die rückſichtslos vordringende Forſchung in Frage geſtellt. Es iſt nur eine Frage der Zeit, daß man es „ehrlichen Kindern der Welt ohne Verdächtigung erlauben wird, ſich auch dieſer Dreieinigkeit zu entſchlagen“. Für den gottloſen Edwin bleibt nur die Natur übrig. — Die Chriſten nennen ſich Fremdlinge und Pilgrime auf Erden, weil ſie ihre wahre Heimat im Himmelreich haben, ſie ſind deshalb in des gottloſen Edwin Augen Thoren. „Hat unſere Mutter Erde darum uns aufſprießen laſſen aus ihrem Schoß und mit ihrer Milch genährt, und unſer Vater, der Aether, uns die Augen geklärt und alle Sinne aufgeweckt, daß wir wie heimatloſe Waiſen hier herumirren und lebenslang nicht erwarmen ſollen?“ Bewahre! Gewiß und feſt, ſicher und unabänderlich iſt nichts von dem, was wir über die Allgegenwart der ewigen Mächte empfinden, die man übereingekommen iſt Gott zu nennen. (Hiernach iſt auch die Leugnung Gottes etwas unſicheres, das dem ewigen Fluß angehört, aus dem alles Natürliche beſteht.) Der gottloſe Edwin iſt übrigens vorſichtig genug, um die Ergebniſſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Forſchungen nicht jedem auf die Naſe zu hängen. Weſſen Gemüts-

bedürfnisse nach einem Gott verlangen, dessen Ruhe will er nicht stören. Der gottlose Edwin ist auch viel zu hochmütig, um die von ihm erkannten oder fabrizierten Wahrheiten „ganz unbekannten Dutzendmenschen" zu konstruieren. Der gottlose Edwin wird schon um des zu vermeidenden Skandals willen davon absehen, ein öffentlicher Prediger des Unglaubens zu werden. Ist er doch so rücksichtsvoll und klug (oder soll man sagen, so charakterlos?), daß er zur Beerdigung seines gleichfalls gottlosen Bruders einen gläubigen Geistlichen, der zugleich Professor an der Universität ist, einlädt, allerdings auf sechs Uhr morgens, was im Winter eine so frühe Stunde ist, daß der gottlose Edwin hoffen kann, der Geistliche werde verschlafen. Wie jener dann erleben muß, daß der Geistliche am Grabe Balders von dessen Gottlosigkeit redet, ärgert sich der Privatdozent über seine Charakterlosigkeit. „Wir drehen uns beständig in Halbheiten herum. Wir lassen es uns gefallen, daß in allen wichtigen Stunden unseres Lebens Formeln gemurmelt werden, die für uns keinen Sinn mehr haben, daß, wenn uns ein Kind geschenkt, ein Bund fürs Leben geschlossen, ein geliebter Mensch zurückgegeben wird, ein fremder Mund, dem wir jedes Wort bestreiten möchten, seine Sprüche hineinmischt, die uns langweilen, wenn sie uns nicht empören." In dieser so verdrießlichen Stimmung hat der gottlose Edwin dann noch eine Reihe von Versen über

das Richtige alles Bestehenden gemacht, voller Bitterkeit und Auflehnung gegen den persönlichen Gott, den er doch leugnet. Wir dürfen aber auf diese Verse kein besonderes Gewicht legen, denn sie bilden eigentlich den Uebergang zu einem heftigen Nervenfieber Edwins, so zu sagen den Anfang seiner Fieberphantasien.

Allzugroße Vorstellungen dürfen wir uns nach dem Bisherigen von den Fähigkeiten und Kenntnissen des gottlosen Edwin nicht machen. Das Ergebnis seiner philosophischen Arbeiten kann sich jeder zurechtmachen ohne auch nur die Spur von Spekulation, Forschung, geistiger Arbeit versucht zu haben. In der heiligen Schrift scheint der gottlose Edwin nur ganz obenhin gelesen, vielleicht nur geblättert zu haben, denn die Kinder Gottes verwechselt er mit den Lilien auf dem Felde und hält dafür, daß die Frommen nicht zu säen und zu ernten brauchen, daß Gott sie aber doch ernähre.

Dem weiblichen Geschlechte hat unser Privatdozent bis in sein 29. Lebensjahr kühl gegenübergestanden. Da entwickelt seine Natur auf einmal ein solches Liebesfeuer, daß er sich eines Abends im Theater Knall und Fall in ein junges Mädchen verliebt. Dieses Mädchen kann den Beweis liefern, daß auch die Kinder der Welt an eine Art Wunder glauben. Antoinette Marchand, die Pflegetochter eines Balletmeisters, ist ein Kind des Ehebruchs, von einem mediatisierten deutschen Fürsten mit einem

schönen, widerwillig mit ihm in Verbindung gebrachten; früh verstorbenen Mädchen erzeugt. „Toinette“ ist ein „psychologisches Problem“, ein „Ausnahmegeschöpf“, also eine normale Heysiaca, ein Wesen, das von dem ihr heftig die Kur machenden Edwin ebensowenig etwas wissen will, als von einem in sie vernarrten Grafen. Sie selbst nennt sich ein „herz- und kopfloses, putzsüchtiges Ding“, ein „Nichts“, ein „völlig unnützes Geschöpf“, eine Anschauung, mit welcher sich der Leser nur vollständig einverstanden erklären kann. Auch Toinette ist gottlos von jeher; auch sie glaubt nur an die Natur. Darum sieht sie ihr Schicksal in ihrem Blut, d. h. in ihrer Abstammung. Von dem Vater hat Antoinette die Lust am vornehmen Leben, an Glanz und Herrlichkeit geerbt. Darum will sie, wenn ihr bischen Vermögen verbraucht ist, dem Fluche ihrer Abstammung von einem vornehmen Manne weichen und durch Selbstmord ihr unnützes Dasein beschließen. Die spießbürgerliche Misère widert sie an, sie ist stets von Kummer oder Langweile geplagt. Wenn die letzten Louisd'ors hinausgeflogen sind, „die Augen zugedrückt und den Sprung gewagt — hinüber in das große Nichts“. Nicht blos in Kleidung, Wohnung und in dergleichen Sichtbarkeiten, auch innerlich will sie vornehm leben, d. h. sich selber treu bleiben. „Wer Adel in sich hat, lebt und stirbt von seinen eignen Gnaden und ist also souverän.“ Mit dieser Souveränetät stimmt es dann ganz

vortrefflich, daß sie sich aus finanziellen Gründen, also den ordinärsten, die es gibt, doch noch mit dem ungeliebten Grafen trauen läßt, nachdem sie vorher dem zwar ebenfalls ungeliebten, aber angefreundeten Edwin wiederholt erklärt hat, daß sie davon nichts wissen wolle, was die Männer unter „Liebe“ und „Leidenschaft“ verstehen. Edwin hält sie trotz ihres dämonischen Hanges zu Glanz und vornehmem Leben für eine unbestechliche, einfache und edle Seele, für ein Kind der Welt, das weder mit dem Nichtigen sich über die Schauer der Vernichtung hinweghilft, noch sich in das Ewige flüchtet, das „Liebe“ heißt. Indessen Edwin ist Philosoph genug, diese „kühle, unnahbare Unschuld“ aufzugeben.

Doch hat weder Heyses Faust noch der „Grasaff“ eine Ahnung davon, daß über Nacht aus einem Eiszapfen ein Feuerbrand werden kann. Der Leser erfährt zwar über den Moment dieses Umschwungs nichts, aber nach vier, zwischen dem jetzigen ersten und zweiten Band liegenden Jahren kommt Edwin auf einer Ferienreise in das Schloß, wo die Gräfin Antoinette, geborene Marchand, wohnt und obwohl er seit Jahren glücklich verheiratet ist, weiß er sich doch nur mit großer Mühe des leidenschaftlichen Andringens der Gräfin zu erwehren. Die elementare Gewalt der „Liebe“ stellt sich ein wie der Hunger. „Wenn es eine elementare Macht gewesen, der ich damals erlag, dachte er bei sich selbst, so würde das Unheil jetzt in

meinem Blute wieder aufzucken. Man mag das Eisen hundert Jahre vom Magnet trennen, es spürt doch gleich wieder seine Nähe.“ Ein Gedanke, der in unserer naturwissenschaftlichen Aera nicht leicht geschmackvoller ausgedrückt werden kann. Der Magnet hat längst geahnt, beziehungsweise den Tag heiß herbeigesehnt, an welchem Edwin, der von Uranfang für sie geschaffen, mit ihr wieder zusammentreffen werde; zur Herbeiführung dieses Tages hat aber die sich sonst an kein Hindernis kehrende, weil souveräne Person lediglich nichts gethan. Nun der Tag gekommen, erscheint ihr eine doppelte Ehescheidung nicht anders als eine bloße Formalität, die sie nicht hindern kann, nach dem Recht der Uebermacht der Natur, der stärkeren Leidenschaft, der heftigeren Erregung im Blut, das geträumte, unaussprechliche Glück zu erreichen. Da jedoch die bloße Formalität in den Augen des sich noch rechtzeitig auf sich selbst besinnenden, inkonsequenter Weise an Pflicht und Gewissen denkenden Philosophen ein gewaltiges Hindernis war, so blieb dem unglücklichen „psychologischen Problem“ zuletzt nichts anderes übrig, als sich selbst den Tod zu geben, oder, wie Toinette sich mit teuflischem Hohne ausdrückt, in das gelobte Land zu gehen. Edwin ist damit von einer großen Gefahr befreit worden. Er konnte ohne allzuheftige Gewissensbisse zu seiner Lea zurückkehren. Diese Lea war die gottlose Tochter eines „wunderlichen Heiligen“, eines angeblich

guten, evangelischen, sogar „altgläubigen“ Christen (in Wirklichkeit eines frommen Deisten) und — einer Jüdin. Einen seltsameren, ungeschickteren Repräsentanten des christlichen Glaubens konnte Paul Heyse nicht wählen.

Aus Leas Tagebuch erfährt man, daß ihr Konfirmationsgelübde eine feige Lüge war, ein Meineid. Nach der Konfirmation hat die Professorin Valentin, eine nach Bekenntnis und Leben gläubige Christin, den Versuch gemacht, die Tochter der Jüdin auf bessere Wege zu bringen, es ist ihr aber nicht gelungen. Lea sagte zu sich: „Wie soll ich zu einem Heiland ein Herz fassen, der auf meine Fragen nicht antwortet, die trüben Stimmungen und Gedankenqualen in mir nicht kennt und als ein sündloser vollkommener Gottmensch vor mir steht.“ Sie wußte schon bald nach ihrer Konfirmation, daß sie nur dann ihr ganzes Leben einem Menschen in Wahrheit überliefern könne, wenn er in Wahrheit ihr Erlöser (von was?), wenn er an Kraft, Güte und Klarheit so über ihr stehe, daß sie immer von ihm empfangen könne, so oft sie bitten möge. Ein derartiger Erlöser hat sich für Lea in dem Privatdozenten Edwin gefunden, der ihr, dieser seltenen Berlinerin, ein Privatissimum über Philosophie las, jedoch nur so lange, als der angeblich „altgläubige“ Vater nicht merkte, daß der Philosoph seiner Tochter das direkte Gegenteil von christlicher Religion beibrachte. Nachdem das Privatissimum plötzlich abge-

brochen worden, verfiel Lea ebenso plötzlich in eine Art Zehrung. Ihre Kräfte schwanden zusehens, sie fand kaum noch eine Stunde Schlaf und was sie an Nahrung zu sich nahm, reichte kaum für ein Wochenkind. Ihr Arzt, der grundfrivole Doktor Marquard, zugleich ein Freund Edwins, klärte diesen über das Leiden seiner früheren Schülerin auf und da Edwin sich eben von der „elementaren Macht eines Weibes“ befreit sah, besann er sich nicht lang und begann als richtiger Philosophus, als ein der Wissenschaft mit Leib und Seele ergebener Mann, nach Anleitung Spinozas mit „intellektueller Liebe“ zu lieben. Lea wurde in Folge davon schnell gesund. Sie liebte ihrerseits den Philosophen als richtige Schülerin ebenfalls intellektualiter. — Ich habe keine Ahnung davon, was sich Spinoza unter dieser Sorte von Liebe einem Weibe gegenüber vorgestellt hat; die meisten Leser Heyses würden wahrscheinlich über diese Spezies von Liebe keine Auskunft geben können; Paul Heyse selbst möchte wohl in die größte Verlegenheit geraten, wenn er uns klar machen sollte, wie ein junger Mann ein junges Weib mit intellektueller Liebe liebt, das hat aber alles nichts zu sagen, die romanhafte Thatsache der intellektuellen Liebe steht darum doch fest. Edwin ist thatsächlich ein Philosoph, Lea ist thatsächlich Philosophin, beide haben sich wissenschaftlich, intellektualiter zusammengefunden, haben sich auf diese Weise die Hände gedrückt, umarmt,

geküßt, alſo ſich wohl einander mit intellektueller Liebe beglückt.

Erſt nach vier Jahren, als Edwin rückfällig geworden und der elementaren Liebe der Gräfin Toinette entronnen war, kam Lea zu der Ueberzeugung, daß ihr Mann eine nicht blos intellektuelle, ſondern eine leidenſchaftliche Liebe bedürfe, eine Liebe „höher als alle Vernunft“. Und da ſie auch über dieſe Gattung von Liebe zu disponieren im Stande war, ſo entſchloß ſie ſich, die Scham, mit der ſie bisher das Geſtändnis unterdrückt hatte, wie ſie ihn vergöttere, wie wahnſinnig ſie ihn liebe, bei Seite zu ſetzen und ihm ſtatt des bisherigen beſcheidenen ſpinoziſtiſchen Glückes etwas Stolzeres, Uebermütigeres, Ueberſchwänglicheres zu gönnen. Zu dieſem Entſchluß kam Lea freilich erſt nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten. Ehe Toinette ſich den Tod gab, lernte ſie in Abweſenheit Edwins deſſen Frau kennen und bei dieſer Gelegenheit erfuhr Frau Lea, daß die Elementargewalt der Gräfin ſich nicht blos an Menſchen masculini generis, ſondern auch an Perſonen weiblichen Geſchlechts mächtig erwies. Die Gräfin umſchlang nämlich Lea und küßte ſie dreimal mit ihren ſchönen Lippen. „Wen ſie aber einmal geküßt hat, der iſt ihr Sklave“, nicht zwar für immer, aber doch für einige Zeit. Nach Empfang jener Küſſe fühlte ſich Lea der Gräfin gegenüber unwürdig im Beſitze ihres Mannes. Sie wollte das Opfer der Ent-

ſagung, des Unterbleibens der Eheſcheidung von Seiten der Gräfin nicht annehmen und auf ihren intellektuell geliebten Edwin verzichten. Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut! Ja, vorübergehend liebte Lea ſogar die Toinette und haßte ſich ſelbſt. Welche Selbſtverleugnung!

Nach ſolchen Geſchichten, die ſelbſtverſtändlich und trotz Heyſes Verſicherung, daß er eine „aktenmäßig beglaubigte“, „wahre Geſchichte“ erzähle, nie im Leben vorkommen, es ſei denn bei ſolchen, die toll ſind, kommt die Ehe Edwins und Leas wieder ins Geleiſe

Edwin iſt aber ſeinerzeit noch von einem dritten Mädchen leidenſchaftlich geliebt worden, nämlich von der einunddreißig Jahre alten, recht häßlichen, mit ſtarkem Anflug von Bart verſehenen Klavierſpielerin Chriſtiane, einer genialen älteren Jungfrau, die ſich im Gegenſatz zu dem Putzäffchen Toinette ungefällig zu kleiden pflegte. „Aber die ungeſchickten Falten vermochten es doch nicht zu verbergen, daß der männlich ſtrenge, charaktervolle Kopf auf einem ſchöngebildeten Frauenkörper ſaß.“ Dieſe Chriſtiane wohnte mit den Brüdern Edwin und Balder im Feyertagiſchen Hinterbau. Sie lieſt Schopenhauer und iſt ebenſo gottlos wie die Brüder. Klavierſpielerin iſt ſie in dem Maße, daß ſie unter dem Ausdruck „eine Seele retten“ verſteht: einer Seele einen Begriff von wahrer Muſik beibringen; ſie glaubte alſo an ein muſika-

lisches Erlösertum. Gottlos ist sie in dem Maße, daß sie in ihrer altjungferlichen Vereinsamung und Verbitterung weder von Menschen noch von Gott Hilfe erwartet. Alles, was sie für den Gott der Christen thun kann, ist, daß sie ihn nicht haßt, obwohl er sie, so wie sie ist, in diese Welt gestellt hat. So wie sie ist, d. h. als „kein gewöhnliches Frauenzimmer". „Erst seitdem mir das Märchen von einem lieben Gott sehr unwahrscheinlich geworden, seitdem es mir aufgegangen ist, daß wir armen Menschentiere auch nur so mitlaufen in dem großen Gewimmel der Schöpfung und nicht mehr Anspruch haben auf eine besonders zarte Behandlung als die Disteln auf dem Felde, die der Esel zerkaut, und der Esel, den dann der Müllerknecht prügelt, erst seitdem bin ich etwas ruhiger geworden." Diese widerwärtige Kreatur erklärt in vollendeter Schamlosigkeit: „Ich bedauere sehr: von Liebesabenteuern, gebrochenen Eiden, Verirrungen vom Pfade der Tugend habe ich leider nichts zu melden. Leider, sage ich. Es wäre doch eine Abwechslung in dem jämmerlichen Grau meiner Tage und Jahre, ein paar blutrote Flecken, eine mit tausend Thränen ausgewaschene Stelle. — Statt dessen bin ich eine alte Jungfer in des Wortes jungfräulichster Bedeutung." Ganz im Geheimen liebte sie den Edwin. Eines Abends hat sie, nachdem unerwünschter Besuch sich verabschiedet hat, „wie wenn ein von bösen Geistern heimgesuchtes

Heiligtum wieder einzuweihen wäre, ein kleines geschnitztes Photographie-Rähmchen aus der Komode geholt und es wie ein Altarbildchen auf den Tisch gestellt, so daß es hell von der Lampe beschienen war. Dann zog sie einen Stuhl heran, um sich davor niederzusetzen und das Bild in stiller Andacht zu betrachten. Aber es wurde ihr unbequem, sich bücken zu müssen. Sie glitt von dem Stuhl auf den Fußboden herab und lag nun auf den Knieen, das Kinn auf die Tischplatte gestützt, die Augen mit schwärmerischer Inbrunst auf das Kärtchen geheftet. Das Bild aber, das ruhig vor sich hinsah und nach keiner Huldigung zu fragen schien, trug die wohlbekannten Züge unseres — Edwin."

Nie hat Christiane den Hausgenossen Edwin etwas von ihrem inneren — intellektuellen? — Feuer merken lassen. Wie sie aber eines schönen Tages an einem Vergnügungsort in der Umgegend Berlins mit der Soubrette Adele, ihrer Schülerin, die zugleich Dr. Marquards „Freundin" ist, in die Gesellschaft Edwins und Toinettens kommt und wahrnimmt, wie jener diese verehrt, da kann sie sich nicht länger halten. Der Intellekt hört auf und die wildeste Eifersucht erfaßt sie. Und in diesem Zustand rast sie dermaßen auf des Restaurateurs Klavier umher, daß nach und nach vier, sage und schreibe vier Saiten springen und daß sie selbst vom Stuhle springt und nach Berlin läuft.

Heyse bringt diese merkwürdige Person in Verbindung mit dem von ihm sorgfältigst nach seinem Aeußern wie nach seinem Innern geschilderten Hauptrepräsentanten des Christentums, mit dem Kandidaten Lorinser, einem Mädchen- und Frauenverführer, einem Scheusal ersten Ranges. Von dem Aeußeren Lorinsers weiß Heyse, der sich hierbei halb wie ein Polizeibeamter bei Aufnahme eines sorgfältigen Steckbriefes, halb wie ein Maler geriert, dem es nicht darauf ankommt, die Farben stellenweise stark, fingersdick, auch wohl faustdick aufzutragen, folgendes zu berichten: Lorinsers ganze Erscheinung hatte einen pfäffischen Anstrich, er machte einen spukhaften, unmenschlichen Eindruck. Kein Wunder, denn von seinen Augen wird gesagt, daß sie stechend seien, sein Blick sei durchdringend, seltsam bohrend, bald am Boden hinkriechend, bald in der Höhe schweifend. Er habe kurze Seitenblicke, blitzartige Streifblicke und schiefe Blicke werfen können. Das Weiße in seinem Auge sei wie von Perlmutter oder Thermometer-Quecksilber oder, etwas allgemeiner ausgedrückt, von metallischem Glanze gewesen. Nicht zwei Menschen in Berlin, vielleicht gar in der preußischen Monarchie hätten solche perlmutterglänzende, eingesetzte Luciferaugen gehabt. Aus diesen Mitteilungen läßt sich schließen, daß Lorinsers Bemühungen, durch Stehenlassen seines schwarzen Bartes, durch Führen eines falschen Namens die Leute irre zu führen, völlig

vergeblich waren. Wer so gezeichnet ist, wie Heyse seinen Repräsentanten des Christentums gezeichnet hat, der kann von einem halben Dutzend Kainszeichen sprechen, der trägt sein Signalement zu jedermanns Einsicht unverdeckt mit sich herum, auch wenn im Uebrigen nur gesagt wird: Stirne stark ausgeprägt, Nase breit, Mund groß, beständig regsam zuckend und schwankend, Lächeln bitter, bisweilen wie bei einem Tierbändiger, der eine Löwin gezähmt hat und sie im Käfig allein läßt. Gang huschend, wie auf Filzsocken schleichend, fast unhörbar, lautlos. Halb demütiges, halb höhnisches Jesuitengesicht, bisweilen bedeutend, bisweilen anziehend, meist aber unheimlich. Dazu kommen Lorinsers linkische Manieren und seine Kleidung. Von dieser erfährt der Leser, daß sie schwarz gewesen, nur der Strohhut war braun, jedoch mit handbreitem schwarzem Band versehen. Bei Hausandachten in befreundeten Familien trug Lorinser ein dreieckiges schwarzes Sammetmützchen. Ob das Dreieck in horizontaler oder in vertikaler Richtung sichtbar wurde, darüber fehlen uns leider alle Anhaltspunkte. Wir sind deshalb außer Stande beurteilen zu können, mit welchem Grade von Ungeschick sich Lorinser eine Mütze konstruirt hat, die Unwissende an geistliche Tracht zu erinnern Veranlassung geben könnte. In dieser Hinsicht hätte Heyse etwas sorgfältiger sein können. Ihm mag es ja geläufig sein, sich über einem Jesuitengesicht eine dreieckige

schwarze Sammetmütze zu denken, den Lesern aber fällt so etwas schwer. Oder sollte Heyse das Motiv zu seinem Dreieck in Sammt dem weiland hessen-darmstädtischen dreieckigen Filzhut der landeskirchlichen Pfarrer entlehnt haben? Jedenfalls stehen wir hier vor einem Pein verursachenden Pentagramma der Kostümkunde. — Um mit dem Aeußeren Lorinsers zu Ende zu kommen, führe ich noch an, daß Heyse dem Hauptrepräsentanten des Christentums folgende Epitheta erteilen läßt:

a) Kröte,
b) Wanze,
c) tückischer Gleisner,
d) protestantischer Jesuit,
e) bleicher Schurke,
f) Schuft.

Von dem Innern Lorinsers, von seinem Denken und Meinen können wir im allgemeinen sagen, daß er ein vollständiger Narr war, in dessen Kopf die stärksten Widersprüche, die abgeschmacktesten Einbildungen, die tollsten Vorstellungen vereinigt gewesen. Werkthätiges Christentum ist dem Lorinser geschäftiges, sich den Himmel verdienen wollen, ein Wahnsinn, an dem er sich nur beteiligt, um Methode hineinzubringen. „Thun ist ein zeitlich Ding; Sein, Schauen, Sichergeben — nur dadurch gelangen wir schon hier, wenn auch unvollkommen, zum Genuß des Ewigen. — Hienieden ist das Höchste, was wir er-

reichen können: eine ekstasische Empfindung davon, daß wir Gott erleiden." — „Nie hat es eine Offenbarung gegeben, die ein- für allemal als die allgemein-giltige vom Himmel auf die Erde gekommen wäre. In jedem Augenblick offenbart sich die Fülle der göttlichen Gnade neu, stirbt der Menschensohn neu, erlöst der gottinnige Mensch sich neu durch das Blut des Heilandes." — „Gott ist überschwänglich. Sollen wir ihm nahe kommen, müssen wir uns zu ihm hinüberschwingen."

Der Philosoph Edwin hat ganz Recht, sich darüber zu wundern, daß jemand mit solchen Ansichten Geistlicher werden, ein Amt annehmen mag als Diener einer Religion, die sich die Religion der Liebe nennt. Hiernach sollte man beinahe meinen, daß Heyse nicht beabsichtigt habe, in Lorinser den Vertreter des geistlichen Standes, den Hauptrepräsentanten des Christentums zu zeichnen. Da er aber Lorinsern zum Gegner seiner Kinder der Welt macht, so muß er ihn doch notwendig auf Seiten der offenbarungsgläubigen Christen unterbringen. Denn das kann doch nicht die Aufgabe eines Schriftstellers sein, geflissentlich mit aller Sorgfalt einen bloßen Narren zu zeichnen, der nebenher zum Verbrecher wird. Zum Verbrecher aber wird Lorinser auf folgende Weise. Er macht die Bekanntschaft der Klavierspielerin Christiane und begeht an ihr das crimen vis. Die Folge davon ist, daß sich Christiane in der Spree den Tod zu geben

ſucht. Halbtot wird ſie aus dem Waſſer gezogen und von dem Doktor Marquard wieder ins Leben zurückgebracht.

Auch dieſer Marquard iſt, beiläufig bemerkt, ein gottloſer Menſch, der die Soubrette Adele in der Täuſchung erhält, er werde ſich richtig bürgerlich mit ihr verehelichen, nebenbei aber in Bezug auf das weibliche Geſchlecht nach wie vor der Vielgötterei ergeben bleiben will. Marquard und Adele beſchließen ſpäter, ſich nie zu trennen, es ſei denn, daß es ihnen ratſam erſcheinen ſollte, ſich doch zu trennen. Sie ſehen in ihrer wilden Ehe einen Vertrag auf Kündigung. Marquard, ein wohlgeratener Sohn der Welt, fragt keck: Iſt denn die legitime bürgerliche Ehe nicht auch ein Vertrag auf Kündigung? Und doch iſt Marquard, der Mediziner, Lorinſern, dem Theologen, gegenüber eine Art Heiliger, eine Art Aſket, der den Eingebungen einer nicht geringen natürlichen Gutmütigkeit folgt, während Lorinſer, deutſch herausgeſagt, nichts weiter iſt als ein Viehkerl. War Heyſe berechtigt, einen ſolchen Menſchen zum Hauptrepräſentanten der offenbarungsgläubigen Chriſten zu machen? Die Antwort mag aus einer zweiten Frage entnommen werden. Iſt ein Franzoſe berechtigt, in einem Buche über die deutſche und franzöſiſche Armee als den Hauptvertreter der deutſchen Offiziere einen Hauptmann zu zeichnen, der ſich durch Feigheit, Ehrloſigkeit und Niederträchtigkeit auszeichnet, der

sich über die Verteidigung eines Waffenplatzes bis zum letzten Mann lustig macht, den Fahneneid für eine leere Formalität erklärt, kurz in allem das direkte Gegenteil von dem ist, was man unter einem ritterlichen, tapferen, treuen Offizier versteht? Kein Zweifel, Paul Heyse hat sich in seinem Antichristentum durch den Kandidaten Lorinser zu einem Unsinn ohne Gleichen hinreißen lassen. Daß in dem Bilde Heyses, welches er von den Kindern der Welt entwirft, Licht und Schatten unkünstlerisch verteilt sind, daß Heyse dabei ungerecht die Rollen ausgeteilt hat, wird von einzelnen Kritikern zugestanden.

K. Gödeke sagt: „Nicht auf metaphysischen Fundamenten bauen diese Kinder der Welt ihr Leben auf, wie verschieden auch die Form desselben sein mag, sondern unbekümmert um alles andere nur auf dem Bewußtsein ihrer Pflicht. Die mit ihnen kontrastierenden Persönlichkeiten, die ihren Glauben nur als Deckmantel pflichtvergessener Blöße oder als kleidsames Gewand führen, sind nicht mit der Billigkeit behandelt, die der Dichter sonst zu üben pflegt. Es ist unter den wenigen Figuren keine zu finden, die aus voller herzlicher Ueberzeugung fromm erscheint, und das ist ein Mangel der Darstellung."

Die umsichtigste Beurteilung des Heyseschen Romans hat Adolf Stern geliefert (im siebenten Band seiner „Geschichte der neueren Literatur"), die oberflächlichste Theobald Ziegler (in seinem Buche

„Studien und Charakterköpfe“). Ziegler ist wie Paul Lindau voll Entzücken über diesen Tendenzroman. Und wenn jener auch nur den Lindauschen Jubel: „Aber in der Religion ist er (Heyse) mit sich ganz im Klaren, und er predigt mit so ruhiger Ueberzeugung und so völliger Unbefangenheit seinen frisch, fromm, fröhlichen Atheismus, daß den rechtgläubigen Lesern einer ehrsamen (Spenerschen) Zeitung allerdings eine Gänsehaut um die andere über den Rücken laufen muß“, wobei nur zu bemerken ist, daß Lindau anderwärts auch von einem frischen fröhlichen Skandal redet, wenn Ziegler jenen Jubel nur nachjubelt, so ist er doch im hellen Entzücken über die Heyseschen Kinder der Welt, die „alle gute brave Menschen“ sind, welche zwar nicht immer nach dem Katechismus leben, ja selbst mit den bürgerlichen Gesetzen da und dort in Konflikt kommen, „aber im Grunde sich doch alle in ihrem mehr oder weniger dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt sind.“ Nur darf man bei Ziegler nicht annehmen, daß er mit klarer Ueberlegung sein Lob verkündigt, denn an Kopflosigkeiten ist bei ihm kein Mangel. Die Nebenfigur des Romans Heinrich Mohr wird „der Virtuose des Neides und späterer Vater seines Knaben“ genannt. Höchst geistreich, ohne Zweifel! Auf einer und derselben Seite wird Toinettens „Abstammung von dem halbfranzösischen Balletmeister“ erwähnt und dann gesagt: „Ihr wahrer Vater war ein Fürst.“

Lorinser soll nicht blos ein scheinheiliger Schurke, ondern obendrein ein frommer Schwärmer und Mystiker ein. Und Ziegler versichert uns, daß er solche Lorinser ienne! und sagt dreist zu seinem Leser: „Und du kennst welche, und wer kennt sie nicht?“ Viel Menschenkenntnis kann ich hiernach Zieglern nicht zuerkennen. Von dem liederlichen Doktor Marquard sagt er, daß er diesen „um seiner frischen und franken Sinnlichkeit willen ordentlich beneiden könne“! Nach Ziegler glauben „die oberen Regionen noch immer an das Märchen, daß Thron und Altar zusammen stehen und fallen“. Hier muß ich der Billigkeit wegen einschalten: das Zieglersche Buch ist 1877 erschienen, die Attentate auf Kaiser Wilhelm fanden erst 1878 statt. Seit dieser Zeit ist jenes Märchen verschwunden. Dem aufgeklärten Philistertum ist damals ein immer noch nachwirkender heilsamer Schrecken in die Knochen gefahren!

Wie verständig, wie besonnen, wie maßhaltig ist dagegen Adolf Stern: „Es war in gewissem Sinn eine verhängnisvolle Zeit, in welcher der Roman veröffentlicht ward. Mitten im Karneval jenes üppigen, frevelvollen Uebermutes, der die unliebsame Folge des großen Jahres 1870 gewesen, mitten in der Gründer- und Schwindelperiode, welche alle anderen Götter als die Götter Staat und Mammon aus ihren Tempeln treiben wollte und im Grund auch den Gott Staat nur für eine

Art Untergott des großen Mammon betrachtete, erschien Heyses Roman, der in seinem Grundcharakter in einem eigentümlichen Gegensatz zu den früheren Schöpfungen des Dichters stand. Er war herber, ernster als irgend eine auch der tragisch verlaufenden Novellen; er spielte sich in den Berliner Lebenskreisen und auf einem Hintergrund ab, welcher die Wirkungen der sonnigen Landschaften, in die Heyse seine Novellen meist hineingestellt hatte, nicht haben konnte; er ergriff ein Problem, welches zeitgemäß schien und doch in dem Sinn, in dem es Heyse zu lösen suchte, nicht leicht unzeitgemäßer hätte sein können. Während die herrschende Stimmung der Durchschnittsmasse aus der Weltanschauung, zu der sich auch Heyse mit seinem Roman bekannte, aus der Abwendung vom kirchlichen Leben sich das Recht schöpfte, jeden reinen Sinn, Scham und Scheu beiseite zu werfen, erhob der Dichter die höchsten ethischen Forderungen und setzte von seinen „Kindern der Welt" voraus, daß sie das Goethesche „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" um so voller ausüben, je gewisser ihnen nichts als das geblieben ist. — — Im allgemeinen läßt sich zunächst erinnern, daß in dem in Rede stehenden Roman Licht und Schatten verzweifelt ungleich verteilt erscheinen. — — Und wollten wir gelten lassen, daß der Poet, da er hier einmal Tendenzschriftsteller geworden, nur ein Repressionsrecht gegen die gläubigen Schriftsteller geübt habe, die von den

Kindern der Welt bedenkliche Karikaturen zu entwerfen pflegen (?), so bleibt auch in seinem Sinn ein wunderbarer Widerspruch in der Seele und in dem Verhalten seiner Hauptgestalten. Sie alle sind „Kinder der Welt, die nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen"; sie alle bescheiden sich dabei, zu erfahren, „wieviel wir überhaupt zu wissen fähig sind, und wo die ewig dunkeln Abgründe liegen. In dieser Bescheidung, dünkt uns, sind sie nicht berechtigt, einen so hohen und aggressiven Ton anzuschlagen; sie wissen von den höchsten und letzten Dingen nicht mehr als die andern, die sich bescheiden, zu glauben." A. Stern bekennt dann, daß die Stimmung des ganzen Romans unter den Abstraktionen leide, das Idyll des armutseligen Zusammenlebens Edwins und Balders sei nicht traulich, bei dem Schicksal Toinettens fröstle es einen; an Mohrs inneren Frieden, an Marquards Glück und an andere Dinge dieser Art glaube wer kann. Der Humor Feyertags erwecke schwerlich fröhliches Lachen u. s. w.

Georg Brandes meint umgekehrt, die alles verschlingende Erotik lasse die Idee des Romans nicht klar und zentral hervortreten. Dem ungeachtet kann er ausrufen: „Welche Strömung echter Menschlichkeit geht durch diesen Roman, welchen Schatz echter, allseitiger Bildung enthält er! Es ist nicht nur ein mutvolles, es ist ein erbauliches Buch!" Also ein Erbauungsbuch des frisch,

fromm, fröhlichen Atheismus! Auf solches Literatengeschwätz paßt das Wort: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

Durch Heyses ganzen Roman geht die Luft der Negation, der Auflösung, des Todes. Der von Gott losgelöste Mensch verfällt in tausend Irrtümer, denn er ist lediglich auf sich selbst, also immer nur auf eine isolierte Armseligkeit angewiesen. Daß der Verfasser des Romans sein Unglaubensbekenntnis in den „Kindern der Welt" abgelegt hat, darüber sind alle Kritiker einig. Daß man dem Dichter in dieser Hinsicht nicht unrecht thut, ergibt sich aus seinen lyrischen Gedichten auf unwiderlegliche Weise. Auch Heyse hat „Kindertotenlieder" gedichtet wie Rückert, nur daß er sie nicht so genannt und eine Lebensanschauung in diesen Liedern enthüllt hat, die mit derjenigen Rückerts im schneidendsten Gegensatze steht.

Die achte auf den Tod seines Töchterchens Marianne 1869 gedichtete Terzinenreihe lautet:

Fassung? — Ich bin gefaßt. — Geduld? — Ich dulde.
Aufbäumen wider das gewaltge Muß
Ist eine Thorheit, die ich nicht verschulde.

Ich weiß, in strenger Kette, Schluß an Schluß,
Reiht sich der Wandel aller ird'schen Dinge,
Und unaufhaltsam rinnt des Werdens Fluß.

Nur daß zum Danken ich die Lippe zwinge,
Wenn ich beraubt werd, daß ich, wenn der Geier
An meiner Leber zehrt, Tedeum singe,

Daß hinter jenem niegehobnen Schleier
Ich eine Macht mir träume liebevoll
Und Huldigung ihr stamml' in frommer Feier:

Das fordre niemand. Weder Haß noch Groll, (?)
Noch minder Liebe trag' ich jenem Einen,
Der Alles ist und wirket, was er soll.

Ich bin ein Teil von ihm, samt allem Meinen.
Wie winzig ihm, der auf das Ganze denkt,
Muß des Atoms, des Stäubchens Weh erscheinen!

Aeonenlang hat er das Sein gelenkt
An seiner Brauen Wink. Soll er's nun achten,
Wenn eine Mücke sich am Licht versengt?

Urew'ger Ziele Bahn muß er betrachten,
Vielleicht unselig selbst, unfroh gewiß;
Denn wo sind Freuden, die ihn jauchzen machten?

Und darum hüllt er sich in Finsternis,
Als scheu' er sich, sein Angesicht zu zeigen
Elenden, die er in das Sein verstieß,

Unwissend, nur gewissem Tod zu eigen.
Und ihm, dem Unerforschlichen, der nie
Mir brechen will sein unnahbares Schweigen,

Ihm sollt' ich kindlich liebewarm das Knie
Umfassen, gut' und böse Gabe danken,
Im Wahn, daß er sie väterlich verlieh?

Nicht doch. Uns trennen himmelhohe Schranken.
Muß er mich leiden lassen, sei's darum!
Dem Weltall dient vielleicht des Wurmes Kranken.

Doch eh mir seine Weisheit das Warum
Nicht offenbart, schweigt mir von Vatergüte!
Wo blieb' ein Vater seinem Kinde stumm,
Wenn schon aus einem Wort ihm Trost erblühte?

Solche Lästerungen sind nur einem von Gott losen Menschen möglich. Den Leser überkommt beim Lesen solcher Verse ein kalter Schauer vor solcher klar gewollter Gottgeschiedenheit. Und dadurch wird das Mitleiden mit dem seine Kinder aufs innigste, zärtlichste liebenden Vater nur um so größer. Während Rückert nach dem Tode eines lieben Kindes von dem dem natürlichen Sinne widersprechenden göttlichen Sinne in ihm sagt:

Wenn ich betet' über meinem Kinde:
Herr, erhalte du sie mir!
Eine Stimme sprach in mir gelinde:
Wenn es gut ist ihr und dir.

Anders fügst du's nun mit meinem Kinde,
Herr, als ich es bat von dir;
Doch die Stimme spricht in mir gelinde,
Daß es gut sei mir und ihr.

Daß es gut der Mutter und dem Kinde
Sei, getrennt zu werden hier,
Faß ich nicht; die Stimme spricht gelinde,
Daß es gut ist, Herr, vor dir.

sieht Heyse allen Trostes baar, mit stumpfer Resignation in das weite Universum.

Zwei Jahre später verlor der unglückliche Vater seinen Sohn Ernst. Auch jetzt läßt der Dichter nicht von

der Meinung, daß der Tod die absolute Vernichtung der Persönlichkeit ist. Die alten Märchen von persönlicher Fortdauer sollen ihn nicht trügen, noch umgaukeln:

Hinweg den Schleier, den ich fern gehalten
Vom hellen Aug'! Er soll das trübe mir
Auch jetzt nicht trocknen mit den weichen Falten.

Kein Einst und Drüben, nur ein Jetzt und Hier.
Erbetteln will ich nicht vom Selbstbetrug
Den feigen Trost. Das Eine wissen wir:

Auch wir vergehn; und das ist Trost genug.

Der Tod ist das gewisse Ziel, fest und unbeweglich, an welchem der an seiner Autonomie irrewerdende Dichter Ruhe zu finden hofft:

Dann strebt das Ich, das an sich selber krankt,
Sich los zu werden, von des Suchens Not,
Zu ruhn in einem Ziel, das nimmer wankt
Und was ist hier gewiß, als nur der Tod?

In entsetzlicher Verirrung richtet er eines Nachts das mechanisch begonnene Vaterunser von der dritten Bitte an an den Tod:

Doch weil ich längst entwöhnt des Wahnes bin,
Daß väterlich des Lebens Herr mich hegte,
Geschah's, daß der Gedank' in mir sich regte:
Wie gut, daß ich ein Kind des Todes bin!

So betet' ich zu ihm: Geschehʼ dein Wille! —
Gib mir mein täglich Brod an Sorg' und Mühe! —
Versuche du mich nicht! — Dann schwieg ich stille

Und lag in unaussprechlichem Gegrübel,
Bis ich aufdämmern sah die erste Frühe,
Da schloß ich fromm: Erlös uns von dem Uebel!

In fröhlichen Zeiten, in der „neuen Zeit" seines zweiten Brautstandes hat der Dichter seinem radikalen Unglauben nur in anderer Form Worte geliehen. In einem versifizierten Zwiegespräch heißt es (Skizzenbuch, 2. Aufl. S. 99):

„Glaubst du, daß im Jenseits auch
Uns ein Rückerinnern bliebe?" —
Nicht an ew'ges Leben, Kind,
Glaub' ich, nur an ew'ge Liebe. —

„Ach, wie vieles bleibt geheim!
Ach, wie wenig kann man wissen!" —
Drum ist aller Weisheit Kern:
Lachen, toll sein und sich küssen.

Auf dieses angeblich „ewige" Lieben, auf das Lachen, Tollen und Küssen folgt der Tod und das Gericht:

Dann wird das Lachen werden teur,
Wann alles wird vergehn im Feur,
Wie Petrus davon schreibet.

Paul Heyse ist, um kurz die Ausführungen dieser Schrift zusammenzufassen, ein reichbegabter Dichter, dessen Formvollendung bewundernswert, dessen Urteil in rein menschlichen Dingen nicht selten gesund, dessen Meinungen